

### Zeitschriftenchau.

- Ballade, Die deutsche.** Von Hans Benzmann. Litterar. Echo. 16.  
**Baumcister, Bernhard.** Von Josef Schmid-Braunfels. Neue Bahnen. 9.  
**Bierbaum als Lyriker.** Von Heinr. Meyer-Benfey. Magazin für Litteratur. 17. 18.  
**Bismarck im Ausland.** Von Bruno Gebhardt. Nord und Süd. 302.  
**Bräutigam's Auf dem Heimwege.** Von Franz Diederich. Deutsche Heimat. 31.  
**Bühner, Georg.** Von Alex. Bürger. Hessenland. 9.  
**Bühnengeschichten.** Von Bodo Wildberg. Litterar. Echo. 15.  
**Dialektlitteratur, Neuere.** Von D. Belgien. Deutsche Heimat. 30.  
**Drama, Eine neue Gestalt des.** Von Eugen Holzner. Wage. 17.  
**Episches, Didaktisches und Gemischtes.** Von Ad. Brieger. Internat. Litteraturberichte. 10.  
**Fidus.** Von Otto Grautoff. Lotse. 32.  
**Frenssen's Jörn Uhl.** Von Herm. v. Blomberg. Deutsche Heimat. 32.  
**Grillparzer's Esther, Die Quellen derselben.** Von Rud. Krauß. Internat. Litteraturberichte. 10.  
**Historische Erzählungen, Neue.** Von Max Ewert. Litterar. Echo. 15.  
**Holzamer, Wilhelm.** Von Fr. W. v. Desteren. Neue Bahnen. 8.  
**Jöben's Peer Gynt.** Von Fr. W. v. Desteren. Neue Bahnen. 10.  
**Karrikatur, Eine Geschichte der.** Von G. Schneegans. Lotse. 30.  
**Klinger's Beethoven.** Von Max Graf. Wage. 18.  
**Kritische Gänge.** Von Karl Stork. Litterar. Warte. 8.  
**Kritische Spaziergänge.** Von G. A. Erdmann. Internat. Litteraturberichte. 8.  
**Künstlerische Erziehung, Die Feinde der.** Von Otto Ernst. Lotse. 29.  
**Kulturarbeit, Deutsche.** Von Rob. Mielke. Deutsche Heimat. 30.  
**Kultur und Bühne.** Von Karl Friedr. Heitmann. Lotse. 31.  
**Kunst-Ausstellungen.** Von Karl Scheffler. Lotse. 32.  
**Kunstpöbel.** Von Viktor Fleischer. Litterar. Warte. 8.  
**Lesebuch, Das deutsche.** Von Otto Wendlandt. Magazin für Litteratur. 19.  
**Litterat, Der.** Von Herm. Bessmer. Magazin für Litteratur. 19.  
**Litteraturbriefe, Pariser.** Von Karl Friedr. Heitmann. Magazin für Litteratur. 17.  
**Litteraturwissenschaftliche Werke, Neue.** Von Ferd. Gruner. Internat. Litteraturberichte. 9. 10.  
**Lyrif, Neue.** Von Laur. Kiesgen. Litterar. Warte. 8.  
**Mascagni-Schicksal, Das.** Von Max Graf. Wage. 20.  
**Meyer-Förster, Wilhelm.** Von Heinr. Lee. Nord und Süd. 302.  
**Religiöse Litteratur, Neue.** Von Walter Wolff. Litterar. Echo. 16.  
**Sage, Ist sie tot?** Von Fritz Lienhard. Deutsche Heimat. 32.  
**Scheerbart, Paul.** Von Paul Wiegler. Litterar. Echo. 16.  
**Schiller's Briefe an das Breslauer Theater.** Von Max. Schlesinger. Osten. 3.  
**Schlaf, Johannes.** Von Hans Benzmann. Lotse. 31.  
**Schmitthenner's Neue Novellen.** Von Alb. Geiger. Litterar. Echo. 15.  
**Schoenau-Carolath, Prinz Emil zu.** Von Aug. Fr. Krause. Osten. 4.  
**Storm's Jugendlyrik.** Von Hans Bethge. Lotse. 32.  
**Tolstoi und die Keuschheit.** Von Otto Helmut Hopfen. Lotse. 30.  
**Uebersetzungslitteratur.** Von Wilh. Holzamer. Litterar. Echo. 15.  
**Wildenbruch und Vererbung.** Von Karl Gruber. Erwinia. 8.  
**Zarathustra, Das Urbild des.** Von Philo vom Walde. Osten. 3.

Ferner:  
**Die Feder.** Nr. 69. 70.  
**Der Scherer.** Nr. 16—18.

Unverlangt eingehenden Beiträgen sind die nötigen Briefmarken beizufügen, wenn im Falle der Unverwendbarkeit die Rücksendung gewünscht wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Warnke, Braunschweig, Kaiser Wilhelm-Straße 52.  
 Verlag: Gose & Teylaff, Berlin W. 35. — Druck: Herrcke & Lebeling in Stettin, Pölitzerstraße 81.

# Monatsblätter

für

## deutsche Litteratur.

VI. Jahrgang.

Juli 1902.

Heft 10.

### Das Volkslied.

Es naht ein bittendes Gebilde,  
 Ein Hirtenkind, dem Herde Dein . . . . .  
 Es kommt aus tauigem Gefilde:  
 Demütig tritt es bei Dir ein . . . . .

Schön ist die Nacht; so muß es singen . . . . .  
 Sein schwermutvolles Antlitz glüht.  
 Es tönt sein Sang wie Harfenklingen:  
 Ein Schauer geht durch Dein Gemüt . . . . .

Rings fließt das Mondlicht durch's Gelände — —  
 Die Schwelle läßt das Hirtenkind:  
 O, leg' Dein Herz in seine Hände!  
 Es führt Dich gut, folgst Du ihm blind . . . . .

Es ist ein Sproß aus altem Stamme.  
 Sein schlichter Sinn ist Demantzier:  
 Ruf' oft zu Deiner Herdesflamme  
 Das deutsche Lied! — es fühlt mit Dir!

Ravolzhausen.

Sascha Elfa.

### Die Kranke.

So blaß und schwach! — — und die ganze Nacht  
 Starrst Du hinauf in die Sternenpracht.

Dein Antlitz lächelt, es leuchtet fast, —  
 Was Du dort oben gefunden hast?

Verborgten ein Sternlein, weltfern und still,  
 Auf das Deine Seele sich schwingen will?

Schöneberg.

Carl Klings.

### Wegewart.

Tritt sie nicht nieder, die blaue Blume am Wege!  
Hier hat ein Mägdlein gefessen,  
Dem zog sein Liebster von dannen.  
Hier hatten im jungen Morgenstrahl  
Sie sich umschlungen zum letzten Mal.  
Hier hat sie geschaut und gespäht,  
Ob er wiederkehren thät',  
Allmorgentlich, drei Jahre lang,  
Bis ihr die Botschaft entgegenklang:  
„Harre nicht, Du bist vergessen!“

Da ist sie niedergesessen  
Drei lange Tag' —  
Drei dunkle Nächte voll Jammer und Plag,  
Bis die Blauaugen geweint sie aus. —  
Doch wo der Äuglein brennendes Naß  
Betaut das kühle Gras,  
Sproßte empor ein Strauß  
Mit Blüten in lichter Bläue  
Wie Mädchenaugen voll Treue.

— — Siehst Du, hier an der Landstraße Staub,  
Dort an des Feldraus grünem Laub,  
An jedem Weg, den einer geht,  
Solch große, lichtblaue Blume steht!

Tritt sie nicht nieder, die blaue Blume am Wege!

Braunschweig.

Maria von Wilm.

### Du lachst und tollst . .

Du lachst und tollst tagsüber durch das Haus,  
Und alle steckst Du an mit Deinen Launen;  
Du thust verliebt, kraust Deinem Mann im Haar  
Und lachst ihn an mit Augen sonnig-braunen.

Doch wenn die Dämmerung an Dein Fenster klopft  
Und bleich im Garten die Syringen scheinen,  
Neigt Du das Haupt, und eine Thräne tropft  
Auf Deine blasse Hand in stillem Weinen.

Greifswald.

Albert Antoni.

### Im Mohnfeld.

Ich träum' — es ist ein sengend heißer Tag —  
Die Sonne fühl' ich auf der Heide brüten —  
Am Horizont gewitterschwere Nacht,  
Da liegen wir im Mohnfeld unter Blüten. —

Vor Liebe zitternd, fröstelnd trotz der Glut —  
So halten wir im Traume uns umfangen.  
Zu unsren Füßen, Tropfen Blutes gleich,  
Sind tausend Blüten üppig aufgegangen.

Und wirr von brennend-wunderbarem Duft,  
Suchst Du mein Haar mit roter Pracht zu schmücken,  
Um achlos nur, mit ungestümer Lust,  
Die armen Knospen grausam zu zerdrücken.

Im buhlerischen Kuß — dort flattern schon  
Die Blättchen fort — getragen von den Winden.  
Erdrückt, versengt von Deiner Liebe Macht,  
Wirfst Du mich weß einst wie die Blüten finden.

So lebt' ich denn ein Dasein, wie der Mohn — —  
Zum Licht erweckt von heißen Liebesstrahlen —  
Mein Leben kurz — jedoch berauschend süß —  
Aushauchend unter gern ertrag'nen Qualen.

Berlin.

Marie Luise von Banzels.

### Nun überkommt es mich wie stiller Frieden.

Nun überkommt es mich wie stiller Frieden  
Und keinem Kummer giebt mein Herze Raum,  
Denn alle Wünsche sind von ihm geschieden,  
Und alles Leid ist wie ein ferner Traum.

Das macht, daß ich mein Haupt zu stillen Träumen  
Hinbette, wo die grauen Wälder sind,  
Da geht ein heilig Sprechen von den Bäumen,  
Und meine Seele plaudert wie ein Kind.

Da gilt kein Klang, der sich waldeinwärts stelle,  
Mit seinem Mißklang mir den Ort entweicht,  
Und nur die Sehnsucht greift in meine Seele  
Und singt ein Lied von ihrer Ewigkeit.

Berlin.

Karl Wilhelm.



## Der Khan und sein Sohn.

Von Maxim Gorki.

... „In der Krim regierte der Khan Massolaima-el-Ukrab, dieser hatte einen Sohn mit Namen Tolait Algalla . . .“

So begann der alte blinde Tartar seine Erzählung, eine jener Legenden, die sich in der Krim von Geschlecht zu Geschlecht forterben. Um ihn herum, auf den Ruinen des durch die Zeit zerstörten Palastes des Khan, saßen einige Tartaren, in helle Gewänder gehüllt und das Haupt mit golddurchwirktem Barett bedeckt.

Die Stimme des Bettlers war matt und zitternd, und sein Gesicht glich einem Stein. Seine Augen spiegelten nichts von alledem wieder, was er erblickte, aber es lag in ihnen eine unbestimmte Heiterkeit; die Worte entströmten seinen Lippen, als wenn der Erzähler sie aus der Erinnerung heraufbeschwöre.

„Der Khan war alt“, sagte der Blinde, „aber in seinem Harem hielt er viel Frauen, die ihn liebten wegen seiner Kraft und wegen seiner Liebkosungen, die voll Feuer und doch voller Zartheit waren. Die Frauen lieben den, der sie so liebkost, auch wenn sein Haar weiß und das Antlitz von Runzeln durchjurcht ist: die Schönheit liegt in der Kraft und nicht in der Weichheit und Farbe der Haut.“

Alle liebten den Khan. Aber er bevorzugte eine Gefangene, die Tochter eines Kosaken der Steppen des Dniepr. Sie liebkoste er mehr als die andern Frauen des Harems, obgleich deren dreihundert waren, aus den verschiedensten Ländern, alle schön wie die Frühlingsblumen und alle glücklich. Der Khan bewilligte ihnen, daß sie sich ihre Liebesspeisen bereiten durften, daß sie tanzten und spielten, ganz nach ihrem Gefallen.

Aber die Tochter des Kosaken, seinen Liebling, rief er oft zu sich in einen Turm, von dem man das Meer sah; dort überhäufte er sie mit Aufmerksamkeiten und allen erdenklichen Genüssen: ausgesuchtesten Speisen, Stoffen von prächtiger Farbe, Gold, kostbaren Steinen jeglicher Art, Musik, seltenen Vögeln ferner Länder und den glühenden Liebkosungen eines Verliebten.

Mit ihr schloß er sich im Turme ein für ganze Tage, ausruhend von den Mühen des Lebens; er sorgte sich nicht darum, daß das Khanat einst gefährdet werden könne durch seinen Sohn Algalla, jenen Sohn, der wie ein Wolf die russischen Steppen durchschweifte, der im Gefolge kostbare Beute, neue Frauen und neuen Ruhm hatte, während er hinter sich Schrecken und rauchende Ruinen, Leichname und Blut ließ.

Eines Tages, als Algalla heimkehrte von einem Streifzuge auf russischem Gebiet, rüstete der alte Khan eine große Feier zu seinem Ruhm. Alle Fürsten waren geladen, es gab Spiele und Feste, man zielte zur Übung mit Pfeilen nach den Augen der Gefangenen und man trank viel auf den Ruhm des kühnen und starken Algalla, des Schreckens der Feinde, der Säule des Khanats. Der alte Khan war stolz auf den Ruhm des Sohnes.

Er sagte sich, daß bei seiner Tapferkeit, die so von allen gefeiert wurde, nach seinem Tode das Khanat in sicheren Händen verbleibe, und das that ihm wohl. Er fühlte sich glücklich; und um dem Sohne vor allen Fürsten und den vornehmen Teilnehmern des Banketts zu zeigen, wie groß seine Liebe sei, ergriff er einen Becher mit Wein und sprach:

— Du bist ein guter Sohn, Algalla! Gepriesen sei Allah und gesegnet der Name des Propheten.

In einem Chor von mächtigen Stimmen priesen alle den Namen des Propheten. Und der Khan fuhr fort:

— Allah ist groß. Er hat mein Leben beschützt und hat in meinem mutigen Sohne meine Jugend neu erblühen lassen; ich sehe mit meinen alten Augen, daß, wenn auch die Sonne sich vor meinem Blick verdunkelt und die Würmer an meinem Herzen nagen, ich noch in meinem Sohne fortleben werde. Allah ist groß und Mohammed ist sein Prophet. Ich habe einen guten Sohn mit sicherer Hand, glühendem Herzen und leuchtendem Geist. Nun sage mir, Algalla, was begehrt Du aus der Hand Deines Vaters? Sage es mir und ich werde Dir geben, was Du verlangst. —

Kaum hatte der alte Khan zu reden aufgehört, so erhob sich Tolait Algalla, mit Augen, funkelnd wie das Meer in der Nacht und glühend wie die eines Adlers der Berge, und sprach:

— Mächtiger Vater, gib mir die russische Gefangene!

Der Khan schwieg einen Augenblick, so lange nur, wie nötig, um das Schlagen des Herzens zu beruhigen, dann antwortete er laut und fest:

— Nimm sie. Nach dem Bankett ist sie Dein.

Das Gesicht Algallas leuchtete; aus den Augen strahlte ihm eine ungeheure Freude. Stolz richtete er sich auf zu seiner ganzen Höhe und sprach zu seinem Vater, dem Khan:

— Mächtiger Vater, ich kenne den Wert Deiner Gabe. Ich weiß — — — Sieh, ich bin Dein Sklave. Nimm mein Blut, langsam Tropfen für Tropfen. Für Dich bin ich bereit, zwanzigmal zu sterben.

— Ich will nichts, antwortete der Khan, und das weiße, sieggekrönte Haupt beugte sich hernieder.

Als das Bankett beendet war, verließen sie beide den Palast und begaben sich auf den Weg zum Harem, schweigend einer neben dem andern.

Die Nacht war dunkel. Die Wolken bedeckten den Himmel wie ein dicker Teppich und ließen weder Mond noch Sterne sehen.

Vater und Sohn wanderten lange Zeit durch das Dunkel. Endlich sagte der Khan:

— Mein Leben schwindet von Tag zu Tag mehr dahin; mein altes Herz schlägt immer schwächer, und das Feuer in der Brust erlischt. Die Zärtlichkeit und Leidenschaft der Gefangenen waren das Licht und die Wärme meines Lebens. . . Sag' mir, Tolait, sag' mir, mußt Du sie wirklich haben? Nimm mir hundert Frauen, nimm alle meine Frauen, aber laß mir jene.

Algalla schwieg seufzend.

— Wie lange werde ich noch leben? Wenige Tage habe ich vielleicht nur noch. Und jene russische Gefangene war die höchste Freude meines Lebens. Sie kennt mich und liebt mich. Wenn ich sie verliere, wer wird mich dann noch lieben? Wer wird mich lieben, mich Alten? Keine meiner Frauen, Algalla, keine! — —

Algalla schwieg immer noch.

— Wie werde ich leben können, wenn ich weiß, daß Du sie umarmst, wenn ich weiß, daß sie Dein ist! Vor einer Frau, Tolait, sind Vater und Sohn gleich; vor einer Frau sind alle Männer gleich, mein Sohn. . . Wie schmerzlich werde ich meine Tage beendigen! — — — Besser wäre es gewesen, meine alten Wunden hätten sich wieder geöffnet und mein Blut herausströmen lassen, besser, mein Sohn, als nach dieser Nacht noch zu leben.

Algalla schwieg immer noch.

An der Pforte des Harems hielten sie an und blieben lange Zeit nachdenklich mit gesenktem Haupte wortlos stehen. Die Nacht um sie herum war schwarz; die Wolken jagten sich am Himmel; der Wind sang in den Bäumen eine traurige Melodie.

— Ich liebe sie seit langer Zeit, Vater, sagte leise Algalla.

— Ich weiß es, aber sie liebt nicht Dich.

— Wenn ich an sie denke, bricht mir das Herz.

— Und was glaubst Du, was mein Herz erfüllt?

Sie schwiegen beide. Alsdann sagte Algalla:

— Er hat recht, der Weise. Die Frau bringt dem Manne immer Schaden. Ist sie schön, dann entfacht sie in den Andern Begierde und läßt den Gatten alle Qualen der Eifersucht erdulden. Ist sie häßlich, dann leidet der Mann beim Anblick der Anderen. Und ist sie weder schön noch häßlich, verschönt sie der Mann zuerst in seinen Gedanken und dann, wenn er seinen Irrtum erkennt, leidet er für sie, für die Frau.

— Die Weisheit heilt nicht den Schmerz des Herzens!

— Wir müssen Mitleid haben einer mit dem andern, Vater.

Der Khan hob das Haupt und blickte seinen Sohn schmerzlich an.

— Töten wir sie! . . . fuhr Tolait fort.

— Du liebst Dich selber mehr als sie und mich, antwortete der Khan.

— Und Du nur liebst sie.

Sie schwiegen wieder.

— Ja, auch ich liebe sie, sagte der Khan mit trauriger Stimme.

— Also töten wir sie?

— Ich kann sie Dir nicht geben, schrie der Khan, es ist nicht möglich.

— Und ich kann nicht mehr leiden. Es zerreißt mir das Herz! oh, gieb sie mir!

Der Khan schwieg.

— Stürzen wir sie von der Bergeshöhe hinab ins Meer, beharrte Algalla.

— Stürzen wir sie von der Bergeshöhe hinab ins Meer, antwortete der Khan, gleich einem Echo.

Sie traten zusammen im Harem ein, wo sie ausgestreckt lag auf einem herrlichen Teppich und schlief; bei ihr angelangt, standen sie und schauten sie bewundernd an. Über das Gesicht des Alten rannen die Thränen, rollten in den Bart hernieder und glänzten wie Perlen in den Silberfäden; die Augen des Sohnes funkelten, er preßte die Zähne aufeinander und zitterte vor Leidenschaft, angefacht durch die Tochter des Kosaken. Sie öffnete die Augen, sah nicht Algalla, sondern nur den Khan und bot ihm die rosigten Lippen.

— Küsse mich!

— Mache Dich fertig, sagte der Khan liebevoll, Du sollst mit uns kommen!

Da sah sie Algalla, sah die Thränen im Auge des Alten und, klug wie sie war, verstand sie alles.

— Ich komme, antwortete sie. Ich komme. Weder der eine noch der andere, nicht wahr? Ihr habt es bestimmt. Eure Herzen sind stark, und so habt Ihr bestimmt. Ich komme!

Sie schritten alle drei wortlos dem Meere zu, hintereinander auf den schmalen Wegen. Der Wind heulte fürchterlich.

Bald war das junge Weib müde vom Wege, aber, stolz wie sie war, klagte sie nicht. Der Sohn des Khan bemerkte trotzdem, daß sie zurück blieb und sagte:

— Hast Du Furcht?

Sie maß ihn mit einem Blick voller Zorn und wies auf ihren blutenden Fuß.

— Ich werde Dich tragen, sprach Algalla, seine Arme nach ihr ausbreitend. Aber sie hängte sich an den Hals des Alten, der sie emporhob wie eine Feder, während sie mit anmutiger Gebärde die Zweige entfernte, die seinen Augen hätten weh thun können. Tolait, der hinter ihnen ging, sagte zum Vater:

— Laß mich voranschreiten. Mich ergreift die Lust, Dir einen Dolchstich zu versetzen.

— Gehe voran. Für diesen Wunsch verdamme Dich Allah, oder er verzeihe Dir, gemäß seinem Willen. Was mich betrifft, Deinen Vater, ich vergebe Dir von ganzer Seele. Ich weiß, was Liebe ist.

Das Meer ist erreicht, das tiefe, unergründliche Meer. Die Wellen am Fuße des Abgrundes tosen dumpf und tief, gleich einem ersticken Gesänge; ein Gefühl des Schreckens läßt die Herzen erzittern und zu Eis erstarren.

— Fahr wohl! sagt der Khan und küßt das junge Weib.

— Fahr wohl! sagt Algalla, sich herniederbeugend.

Sie schaut in den Abgrund, wo die Wellen brausen, und weicht zurück, die Hände an die Brust drückend.

— Werft Ihr mich hinab in den Schlund, sagt sie.

Algalla streckt mit einem Stöhnen die Arme nach ihr aus, aber der Khan umschlingt sie mit seinem Arm, drückt sie fest, fest an sein Herz, küßt sie, hebt sie empor, so hoch als er kann, und stürzt sie von der Höhe des Felsens hinab ins Meer.

In der Tiefe heult der Sturm so traurig klagend und wieder so wild, daß die Männer nicht hören, wie der Körper, den sie herabstürzten, im Wasser versinkt. Keinen Schrei, keinen Laut, nichts. — Der Khan ließ sich auf dem Gestein nieder und blickte starren Auges schweigend in die dunkle Ferne, dorthin, wo sich das Meer mit den Wolken vermischt, wo die Wogen zusammenprallen unter den Stößen des Windes, der in dem weißen Barte des Alten spielt.

Tolait stand hochauferichtet neben ihm, das Gesicht in den Händen vergraben, schweigend und unbeweglich wie ein Stein. Die Stunden verrannen. Am Himmel eilten die Wolken dahin, gejagt vom Winde, Wolken so düster und schwer, wie die Gedanken des alten Khan, der da ausgestreckt lag auf dem Absturz hoch über dem Meer.

— Laß uns gehen, Vater, sprach Tolait.

— Warte — — — murmelte der Khan, als horche er angespannt. Wieder Schweigen. Die Wolken jagten unaufhörlich dahin. Der Wind raste durch die Felsenhöhlen und heulte in den Bäumen.

— Laß uns gehen, Vater — — —

— Warte noch — — —

Algalla wiederholte noch mehrmals:

— Laß uns gehen, Vater — — —

Der Khan wollte den Ort nicht verlassen, an dem er den süßesten Trost seiner alten Tage verlor.

Endlich erhob er sich, stolz und mächtig; die Augenbrauen runzelnd, sprach er mit dumpfer Stimme:

— Gehen wir!

Sie begaben sich auf den Weg, bald aber stand der Khan still.

— Warum gehen wir? Wohin gehe ich, Tolait? Warum lebe ich, wenn all mein Leben in ihr war? Ich bin alt. Jetzt werden sie mich nicht mehr lieben, keine wird mich lieben, und wenn man nicht mehr geliebt wird, wozu dann noch auf der Erde weiter leben?

— Du hast Ruhm und Reichthum, Vater — — —

— Gib mir einen ihrer Küsse und nimm alles hin. Alles übrige, siehst Du, ist totes Gut. Nur die Liebe einer Frau ist Leben. Wer sie nicht hat, jene Liebe, hat nicht das Leben, er ist arm, er ist ein Bettler, seine Tage sind einsam und trostlos! Leb' wohl, mein Sohn. Der Segen Allah's komme über Dein Haupt und begleite Dich alle Tage und alle Nächte, die Du leben wirst.

— Vater! Vater, rief Tolait und wußte nichts anderes zu sagen. — Was sagt man auch einem Menschen, dem der Tod entgegen lächelt?

— Laß mich — — — —

— Allah — — — —

— Allah weiß — — — —

Der Khan näherte sich schnell dem Abgrunde und stürzte sich hinab. Der Sohn hielt ihn nicht zurück, er hatte nicht Zeit dazu. Auch jetzt hörte man nichts, keinen Schrei, keinen Fall. Die Wogen peitschten den Abhang, und der Wind heulte wilde Gefänge. Tolait Algalla blickte lange starr auf das Meer. Dann sprach er mit erhobener Stimme:

— Allah! gieb mir ein Herz, so warm wie das meines Vaters war!

Und er schritt hinaus in die Nacht.

— — — So starb der Khan Massolaima-el-Akrab, und Tolait Algalla wurde Khan der Krim — — —

## Lektüre in der Jugend und Jugendlektüre.

Von Ernst Ludwig Dulff.

Wir leben im Zeitalter der Lektüre. Jeder Tag bringt uns neuen Lesestoff: Blätter und Zeitungen, die durchgesehen sein wollen und uns doch nur wenig zu bieten haben. Sie befriedigen unsere Neugierde von heute auf morgen, erfüllen unsern Geist mit Kleinigkeiten. Die wechselnden Erscheinungen des Alltags, die wie wandernde Wolken vorüberziehen, verdunkeln uns die Zentralsonnen, die großen Gesichtspunkte. Vermag auch der Erwachsene, der das eigene Nachdenken nicht scheut, der Hochflut des Lesestoffes zu widerstehen —: die Jugend ist weniger stark. Sie ist einfältig und nimmt auf Treue und Glauben an. Sie wenigstens sollte vor einer Überfülle von Lesestoff bewahrt bleiben.

Ein „Zuwiel“ in der Lektüre ist für das Kind verderblicher, als man vielleicht glauben möchte. Beim flüchtigen Lesen legt sich eine Vorstellung über die andere. Der vorwärtsdrängende Geist nimmt sich nicht Zeit, klare, deutliche Bilder aufzufassen, dem Gedächtnis einzuprägen und miteinander zu verknüpfen. Flüchtige Empfindungen huschen an dem geistigen Auge vorüber wie Landschaften, die wir vom Schnellzuge aus sehen. Das Kind gewöhnt sich langsam an eine oberflächliche Betrachtungsweise, die nicht ohne Einfluß ist auf die Charakterentwicklung; denn gerade die Oberflächlichkeit hindert uns daran, an uns selbst zu bauen, weil sie unsern Blick auf Außerlichkeiten lenkt und uns schwach und willenlos macht.

Ein flüchtiges Lesen hat noch andere Nachteile: Das lesende Kind steht unter dem Banne eines fremden Geistes. Es sieht die Welt, wie sie ihm geschildert wird. Es denkt, wie ihm ein anderer „vorgedacht“ hat. Dabei wird es zu müde, um stets zu prüfen. Es verlernt, den eigenen Kopf und die eigenen Augen zu gebrauchen. Das Besondere, Individuelle der jungen Seele wird im Wachstum gehemmt. Klaus Harms behauptet einmal: „Wer nicht liest, der lebt nicht.“ Mit demselben Recht kann man sagen: „Auch wer zuviel liest, lebt nicht.“ Wenigstens kein eigenes, persönliches Leben.

Der Geist muß Zeit haben, das Gelesene zu verarbeiten. Ein gutes Buch oft und gründlich lesen, ist mehr wert, als hundert Bücher verschlingen, die das Gedächtnis ruinieren. Das Wenige, was dabei vielleicht an Wortreichtum, Wissen und Gewandtheit gewonnen wird, kommt dem Schaden nicht gleich, der dem Kinde sicher ist, indem Gesinnung und Eigenart ungünstigen Witterungsverhältnissen ausgesetzt werden.

Aber ohne Lektüre wird die Jugend nicht mehr fertig. Auf der Schulbank lernte das Kind das A b c. Es gewann eine gewisse Lesefertigkeit, die nach Bethätigung verlangt; denn die Natur des Kindes ist von Haus aus von einem regen Beschäftigungstrieb besetzt. Dazu kommt, daß das Kind, namentlich in der Stadt, und auf dem Lande wenigstens an langen Winterabenden, in die Enge gebannt ist; und weil wir

es nach und nach verlernt haben, uns gegenseitig zu unterhalten, stellt sich die Langeweile ein. Das Buch wird zum Gesellschafter des Kindes.

Wer die Lektüre seiner Knaben und Mädchen überwacht, sorgt dafür, daß sie nur etwas Gutes lesen; denn wir wissen alle, welcher Qualität der Lesestoff des Kindes sein soll. Wir haben es oft selbst gesagt: „Das Beste ist für Kinder gut genug.“ Und doch enthält der Satz eigentlich nur eine Phrase; denn wir wenden ihn an, ohne uns darüber klar zu sein, welchen Anforderungen ein Buch genügen muß, wenn es für die Hand der Kinder bestimmt ist. Die Ansichten über diesen Punkt gehen nach dem Geschmack und dem Standpunkt der Urteilenden weit auseinander. Die Einen lassen sich vorwiegend von ästhetischen Grundsätzen leiten und fordern, daß die Jugendlektüre Kunst biete. Die Andern richten sich nach pädagogischen Gründen. Ihnen ist das Stoffliche die Hauptsache; weniger das Formelle. Sie wollen auf Wissen und Gesinnung der Kinder einwirken.

Bei der Stoffauswahl ist die Natur des Kindes maßgebend, soweit es ohne Schaden für die Gesundheit der Seele erspriesslich ist. Das Kind besitzt, wie das Landvolk, frische Sinne und eine lebhaftere Phantasie und verweilt gern an den Stellen, wo dieselben sich bethätigen können, wo es etwas zu sehen giebt. Umgekehrt, vermag es nicht lange zu verweilen, wo es abstrakt zugeht. Darum wünscht das Kind eine Lektüre, die sich durch eine plastische Anschaulichkeit auszeichnet; am liebsten ist ihm die lebendigste Anschaulichkeit: Handlung. Trockne, abstrakte Beschreibungen, lehrreiche Schilderungen und moralisierende Belehrungen vermögen nicht auf den kindlichen Geist zu wirken: sie werden einfach überschlagen.

Aber das Kind hat nicht allein zu entscheiden. Ihm wären abenteuerliche, handlungsreiche Geschichten am angenehmsten, weil sie die rohe Stoffgier befriedigen. Auch die Forderungen des Erziehers gelten. In seiner Absicht liegt es, den Geist des Kindes zu erweitern und das Gemüt desselben zu veredeln.

Der Geist ist in der Jugend mehr aufnehmend als verarbeitend thätig. Das Gedächtnis ist die vorherrschende Kraft im Knaben- und Mädchenalter. Für realistische Belehrungen in abstrakter Form ist die Jugend nicht zugänglich. Die Stoffe müssen in einer Form geboten werden, die sich durch Frische der Darstellung auszeichnet. Wo die Verfasser dergestalt mit dem Stoff vertraut waren, daß sie ihn mit Hilfe der schaffenden Phantasie in die Sphäre des Schönen emporhoben. Das sind auf geographischem Gebiet Reisebeschreibungen; auf geschichtlichem Darstellungen von Zeitgenossen, Briefe, Tagebücher u. a., die den Reiz des Persönlichen an sich tragen. Denn Kinder interessieren sich, wie die Frauen, mehr für Personen als für Sachen. Deshalb hat man auch schon oft die Belehrung in das Gewand der Erzählung gekleidet. Namentlich in der Geschichte. Weil aber ein ausführliches Quellenstudium dazu gehört, um den Geist eines Zeitabschnittes zu erfassen, so müssen sich viele Autoren damit begnügen, die Handlung äußerlich in die Vergangenheit zu verlegen; das Kind erhält ein schiefes und phantasiertes Weltbild. Grund genug, gegen historische Erzählungen, die nicht von Meistern auf diesem Gebiet geschrieben sind, mißtrauisch zu sein.

Wesentlicher als die Pflege des Erkenntnisvermögens ist die Pflege des Gemüts und des Willens. Die Lektüre soll auf den Charakter des Kindes einwirken.

Trockene Moral bleibt ohne Eindruck oder bezweckt, gewaltsam und reichlich verabreicht, das Gegenteil von den gewollten Wirkungen. In Form von gemachten Erzählungen, in denen das Gute das Böse bekämpft, bis das Gute am Ende den Sieg davonträgt, ist die Jugend wohl zugänglich für sittliche Gedanken; wir müssen aber solche Erzählungen ablehnen, weil sie den Erfahrungskreis des Kindes auf Kosten der Wirklichkeit und der Wahrheit erweitern. Auch die Handlungen, die nur flüchtig an dem Geist des Kindes vorüberziehen, bleiben für das ganze Leben bedeutungsvoll. Sie gewinnen Macht über das Kind und greifen unbewußt in sein Handeln ein. Sie haben mit zu entscheiden, welcher Weltanschauung sich später der Jüngling zuwendet, und eine gesunde Weltanschauung, die wesentlich durch den Erfahrungskreis bedingt wird, kann sich nur dort bilden, wo das Bild vom Leben ungefähr der Wirklichkeit entspricht. Ein solches Bild zeichnen uns die rein literarischen Stoffe. Sie befriedigen in vollkommenstem Maße den Drang nach Anschaulichkeit und erweitern zugleich den Geist des Lesers, indem derselbe Blicke thun darf in die Herzen der Menschen und in das vielgestaltige Menschenleben.

Aber damit ist noch nicht jedes literarisch wertvolle Produkt für die Jugend geeignet. Jede Litteratur, die nicht vollstündlich ist, müssen wir von vornherein ausschließen, weil sie Kenntnisse voraussetzt, die dem Kinde abgehen. Ebenso diejenigen Werke, die außerhalb des kindlichen Erfahrungskreises liegen. Eine Geschichte etwa, die die geschlechtliche Liebe zum Gegenstand hat, ist nicht für Unmündige. Die Lektüre wäre verfrüht. Sie würde dem Kind die Erfahrungen, die es später erst machen muß, vorwegnehmen. Ebenso ist das Drama nicht für die Jugend. Nur der gereifte Mensch, der die Tiefen des Lebens durchlitten hat, vermag es in seiner Totalität zu erfassen. Daß es trotzdem einzelne Dramen giebt, die in die Bibliothek eines Knaben eingereicht werden können, stößt diese Behauptung nicht um. Die Lyrik ist die subjektivste Kunst. Zum vollen Verständnis derselben gehört eine Reihe von Erfahrungen, die denjenigen ähnlich ist, die der Dichter machen mußte, ehe er seine Poesien niederschreiben konnte. Nur ein Bruchteil der Lyrik gehört ins Reich der Jugendlektüre: Lieder, in denen ein episches Element vorwaltet, und Lieder, die nicht über den kindlichen Horizont hinausgehen, der durch die Erfahrung begrenzt wird. Es bleibt uns die epische Kunst; diese eignet sich am meisten, wenn sie den Forderungen der Ästhetik genügt, keine dem Kinde zu fern liegenden Probleme behandelt und nicht, wie das Idyll, zu sehr ins Breite geht. Dann dürfen wir getrost auf jeden moralischen Zusatz verzichten, weil jede Erzählung „sich von selbst mit einer Lehre umgiebt.“

Die Jugendlitteratur blüht. Die Erziehung kann nicht verhindern, daß auch schlechte Bücher gelesen werden. Ein Glück ist es, daß das Kind vieles über sich ergehen lassen kann, ohne Schaden daran zu nehmen, wenn nur für genügende Abwechslung in den Lesestoffen gesorgt ist, so daß das Gemüt nicht auf lange Zeit denselben unwahren Darstellungen ausgesetzt wird. Schließlich gilt's auch für den kindlichen Geist: „Er nimmt nichts an, was ihm nicht zusagt.“ Das mag uns zum Trost gereichen, wenn wir sehen, daß auf dem Gebiet der Jugendlektüre von allen Seiten sehr viel gesündigt wird und doch die Hochflut des Lesestoffes noch nicht alles Festland der Eigenart hinweggeschwemmt hat.

## Deutsche Frauen, wahret Euch Eure heiligsten Güter!

Von N. Nelbin.

Dieses Kaiserwort, einst an das deutsche Volk gerichtet, möchte man an die Frauen besonders wiederholen, dringend ihnen an das Herz legen in Beziehung auf die Frauenlitteratur der Gegenwart! Das Lesebedürfnis aller Schichten und aller Altersstufen ist unendlich groß und vielseitig, es wird nicht nur gelesen, es wird verschlungen!

Besonders das Neue! Auf neue Romane, neue Novellen wartet man mit Spannung. Es muß doch wieder etwas zu lesen geben, „was von sich reden macht!“

Die Romane der Modernen beiderlei Geschlechts!

„Haben Sie schon das Neueste von K. J. gelesen?“

„Nein!“

„Unmöglich — wie kann man sich das entgehen lassen? Dieses Seelen-gemälde! Einfach großartig! Diese Milieuschilderung — unübertrefflich!“

Die Männer waren es, die vor mehr als zwölf Jahren in der Schilderung von gewagten Situationen, von Heldinnen zweifelhafter Moral vorgingen, und — da sie Leser, Verleger und klingenden Erfolg nicht nur, sondern auch Ruhm fanden, da dachten die schreibgewandten Damen — warum nicht auch wir? Wir können alles, was die Männer können — also — vorwärts! Und sie haben uns gezeigt, daß sie mehr können, daß sie den Männern „über“ sind. „Über“ — das ist jetzt modern.

Ein „Buch aus der Wirklichkeit, aus dem richtigen realen Leben, wie es wirklich ist und nicht mit der rosigten Brille der Dichter geschaut wird“, überstürzte das andere. Es galt bald für einen stolzen Ruhm, wenn es von den schreibenden Frauen hieß, „sie schrieben nicht für Familienblätter“. Die „Freiheit des Schaffens“ und „der Mut der denkenden Frau, den Finger schonungslos in die offene Wunde zu legen“, wurde das Schlagwort der Zeit, das Schlagwort der Kritiker, die diese mutigen Damen zu immer dreisteren und fürchterlicheren Darbietungen anregten. Das waren kaum Erzählungen noch! Das waren, um den Lieblingsausdruck mancher begeisterter Kritiker zu brauchen „Seelen-Analysen“.

Aber was für welche! Zerpflückt, entblättert, zerrissen, des Schönsten und Herrlichsten, was das Weib besitzt, ihrer Würde, beraubt, so lagen diese Heldinnen-seelen vor uns! Wie armselig — wie unglaublich häßlich und ekelhaft!

Aber die mutigen Damen der Feder, ihre Verleger und Kritiker kehrten die Sache um! Tugendhafte Frauen und Mädchen? Lächerlich! Alles Firniß! So, wie wir sie hier vor Euch zerpflücken, so leidenschaftlich glühend, so richtig das „Leben erfassend“, so — man findet nicht die Worte alle, die jenen Verfasserinnen



zu Gebote stehen — so sind sie alle — alle — auch die wohlbehütet gewesenen Töchter der besseren — der höheren Gesellschaft! Ja — gerade diese!

Und die Frauen und Mädchen, die anders dachten, die anderes erwarteten von den Kunstwerken großer, talentierter Frauen, die sollten sich das ohne Widerrede gefallen lassen? Wenn sie sich, von Ekel und Entsetzen gepeinigt, von jenen Kunstwerken abwandten, wenn sie sagten, das gefällt uns nicht, das ist ja gar kein Seelen-Gemälde, das ist keine Psychologie, das ist Schmutz — das ist Gemeinheit, dann galten sie einfach für blöde Schafe ohne jedes Verständnis für das „echte Talent!“ Gewiß — Talent, großes Talent sogar — ist seinen Verfasserinnen nicht abzusprechen; aber — zehnfach arm das Talent, welches sich nicht an einem reinen Vorwurf bethätigt, sondern den häßlichsten und gemeinsten sich ausucht und mit breiter Behaglichkeit (man nennt das Milieukunst!) ausmalt.

Es giebt ein reizendes Märchen von Andersen, von dem unbekleideten König, den zwei Gauner mit den herrlichsten Gewändern zu schmücken vorgeben, sich Geld über Geld dafür zahlen lassen, und das Volk, dem sich der König so zeigt, bricht in Lobpreisungen über die Kostbarkeit dieser nicht vorhandenen und nicht geschauten Gewänder aus. Ein unschuldiges, kleines Kind aber aus der Menge spricht das erlösende Wort, welches sie alle auf der Zunge haben und nur nicht auszusprechen sich getrauen: „Der König ist ja nackt!“

Wo finden sich unter den deutschen Frauen, die noch etwas auf ihre unantastbare Würde, Reinheit des Herzens und Keuschheit der Gedanken halten, wo finden sich die, die es dem Kinde im Märchen nachthun, die da offen und mutig bekennen: Schämt Euch Ihr, die Ihr die Scham aus der Welt treibt mit Euren Büchern! Was Ihr da schreibt — ist Schmach — ist Schmutz! Wehe Euch, wenn es Eure Gefühle, Eure ungezügeltten Leidenschaften sind, die Ihr da so öffentlich schamlos aufsticht!

Jeder Künstler, jeder Dichter, jede Schriftstellerin giebt in ihren Worten einen Teil ihres „Selbst“.

Da kommen einem sehr oft wirkliche Bedenken über die moralischen Eigenschaften und pikanten Erlebnisse dieser „mutigen Damen mit dem Finger in der offenen Wunde!“ Und die schönen Entschuldigungen, wo es z. B. heißt, daß diese Damen dadurch dem „alten Schlendrian der Mädchen-Erziehung ein Ende bereiten wollen!“ Die Heldinnen aber dieser Bücher, die diesen edlen Zweck verfolgen, sind ganz unmögliche, unerzogene, leidenschaftliche und ohne jede moralische Selbstbeherrschung gezeichnete Wesen.

Leider ist es nicht möglich, in dem knappen Rahmen dieses Mahnrufs alle jene modernen Darbietungen durchzugehen, man hat auch an einigen davon ein Bild der meisten.

Man denke nur an Helene Kahlenbergs-Montbarts „Nixchen“, eine für vernünftig denkende, anständig fühlende Menschen so haarsträubende Zote, die die Verfasserin die Dreistigkeit (ein schärferer Ausdruck wäre hier am Platz) besitzt, „zur Psychologie der höheren Tochter“ zu nennen!

Man weiß nicht, welcher Art die höheren oder vielmehr die „Geheimrats-töchter“ sind, die Kahlenberg kennt oder sich denkt. Ein junges, kaum der Schule entwachsenes Mädchen, welches die schlaue Berechnung der geheimrätlichen Mutter

mit einem biederen, ernsten, ehrenfesten Mann verlobt, und welches sich einem Schriftsteller, natürlich von der „modernen Richtung“ so ganz sans fagon an den Hals wirft! Darüber korrespondieren diese Männer! Der biedere Gutsbesitzer, der die liebliche, keusche, zurückhaltende Braut schildert, der andere, der es nicht verschmäht, die mehr als intimen Unterhaltungen und Szenen mit derselben jungen Dame dem Papier anzuvertrauen und seine Ansichten über „Liebe“ und „Ehe“ auszukramen! Dabei die bis in den Himmel gerühmte „saloppe“ Schreibweise, die fast allen diesen modernen Damen gemeinsam und ein „großes Kunstwerk“ ist.

Da lesen wir z. B. von „schlagenden Wimpern!“ Was ist das? Einfach Unsinn, denn es giebt keine schlagenden, wohl aber „niedergeschlagene Wimpern“. Wir lesen auch in der mehr als roh-brutalen Schilderung von den körperlichen Reizen der jungen Dame, deren Unverhülltheit in der neuen Richtung eine große Rolle spielt, von „weichen, flechtenden Gliedern!“ Nun fragt man sich, woher dieser Unsinn stammt. Flechtende Glieder giebt es nicht!

Und ein ganz unmöglicher deutscher Satz ist auf S. 105 konstruiert, der keiner Schülerin der 4. oder 3. Klasse in der deutschen Grammatik durchgehen würde: „. . . Das ist unsre Tugend, uns Weltmännern ihre Tugend . . .“

Daß Kahlenberg sich nicht scheut hat, für eins ihrer Kunstwerke (in der „Woche“ zu Anfang des Jahres 1901) den biblischen Stil anzuwenden, mag hier nur beiläufig erwähnt werden.

Nixchen, diese „Psychologie“ ist weiter nichts, als ein angefaultes, innerlich hohles und sinnlich-gemeines Machwerk, berechnet auf die Lesewut und das Herdenbewußtsein gewisser Kreise.

Die anderen Darbietungen der Dame bewegen sich meist in demselben Ton — zerrüttete, zersessene Familienverhältnisse in guten Häusern, müde gearbeitete Mütter, unverstandene Frauen und Mädchen mit ungefüllten Sehnsüchten nach irgend etwas!

Sehr böse finde ich es, daß Kahlenberg als Tochter eines deutschen Offiziers sich nicht scheut, Frauen und Töchter aus ihren Kreisen als ganz gewöhnliche Dirnen zu schildern.

Neben Kahlenberg wird Helene Böhlau als besonders „reife“ und „geistreiche“ Schriftstellerin genannt. Eins ihrer ersten Werke war reizend, so vielversprechend! Wie konnte man lachen und weinen mit den lustigen Weimarer Ratsmädeln in „Ratsmädchengeschichten“. Aber was bietet sie uns nun?

Auch Angefaultes — Ungefundes — Unreines! Ihr so hoch gerühmter Roman „Halbtier“ weckt nur die Frauen als Halbtiere aus ihrem Schlaf — er stößt ab in seiner unwahren und widerlichen Leidenschaftlichkeit.

Und so vieles in dem Werk ist so gesucht, so maßlos, so über alle Begriffe unverständlich — oft lächerlich.

Je weniger man einen Satz versteht, desto schöner und tiefsinniger ist er —, desto vollendeter das Kunstwerk!

Es darf nicht geleugnet werden, daß zwischen all' dem Unklaren, Unwahren und Bizarren auch viel Schönes ist, z. B. in „Halbtier“ die Schilderung der Frau Frey, Fjoldens duldbender Mutter. Aber sonst soll Helene Böhlau sich beruhigen! Darum, daß ihr hysterischer Roman die deutschen Frauen insgesamt zu Halbtieren

stempelt, darum sind und werden sie noch lange nicht dazu! Natürlich, wenn das große Publikum sich mit Sagen, wie folgendem, verblüffen läßt . . . „Das Weib, das nie zur Menschenwürde noch gelangt war! Hellsehend überschaut Isolde das rechtlose, zum Halbtier herabgedrückte, geistberaubte, schmerzbeladene Weibtum der Welt!“

Wo, so fragt man sich, ist die christliche Frau, die christliche Mutter, deren Würde und Größe sich nicht aufbäumt bei solchen Keulenschlägen! Wohl mag es Halbtiere geben, wie Böhlau sie meint, unter den Frauen, aber doch nur die sind es, die sich selbst dazu stempeln!

Aber — ich vergaß — Helene Böhlau, die zum Islam übergetretene Mohammedanerin deutscher Geburt, die mag auch wohl nichts wissen von der christlichen Würde der Frau! Nichts von dem allen, was das Christentum den Frauen gab, dessen sie sich nur selbst begeben können in blindem Wahn! Besonders feierlich wird die Verfasserin, wenn sie, die doch vom Christentum sich abgewendet hat, die Religion mit in ihre Betrachtung zieht.

Was soll es z. B. heißen von der in den Maler Mengersen verliebten Isolde . . . „wie Gottes Sohn empfand sie ihn!“ Das grenzt schon an Gotteslästerung und ist ebenso schamlos, wie folgende Stelle, wo eine Frau Wendland, eine ganz unmögliche Frau, von der man gar nichts erfährt, die, gleich dem „Mädchen aus der Fremde“, im Buch erscheint und verschwindet, von dem Manne einer Freundin zu dieser sagt: . . . „bei ihm fühlt man sich nicht degradiert, wie bei anderen Männern, kann mit ihm verkehren, wie mit Gott Vater, so ganz sans gêne!“

Tief verlegend und höchst brutal, aber durchaus nicht „geistreich“ ist ferner der Ausspruch: „Das Weib ist eben Weib — Wenn's net Weib genug ist, um nur Weib zu sein — soll man's tot schlagen . . .“ Dazu gesellt sich eine Unnatur und Unverständlichkeit in den tiefsinnigen Reden und Betrachtungen der ganz etwas Besonderes bedeutenden Isolde, die nur das „Herdenbewußtsein der Leserschaft“ sich als etwas Großes, Edles, Eigentümliches aufstischen lassen kann. Isolde sagt sehr geschmackvoll . . . „wir leben im Schmutz — alle riechen mufflich und sind mufflich . . . So ein Nähtischchen . . . so ein Ferkel von einem Nähtischchen!“

Ist überhaupt für Menschen, deren Hirn noch klar ist, die noch keinen „Seelenrausch“ haben, eine Spur von Vernunft in diesem Satz?

Aber, wie gesagt, diese Isolde hat immer Seelenräusche, und in einem solchen mag sie auch sein, wenn sie denkt . . . „wie einen Teppich hätte sie sich vor seine Füße breiten mögen . . .“

Man denke — ein Frauenkörper als Teppich!

Das ist doch keine Kunst, so etwas zu denken und zum Staunen seiner Mitmenschen niederzuschreiben, sondern der purste Unsinn.

Und dann die Fülle von versteckten und offenen widerlichen Situationen! Das soll Schönheit sein . . . .

Gewiß ist es das Recht jeder ernstschaffenden Schriftstellerin, nicht nur für die Jugend zu schreiben, nicht nur das Leben durch eine ideal rosige Brille zu sehen. Sie können — sie müssen auch menschliche Schwächen berühren — Sünde — Schuld und Schmach — aber das wie! darauf kommt es an.

Man braucht nur an Ossip Schubin, Ebner-Eschenbach zu denken! Wie verstehen sie und noch manche andere Schriftstellerin es, davon zu sprechen — decent, würdig und menschlich. Aber in den Büchern der Modernsten ist ja gerade die breite brutale Schilderung daheim!

Anderes nennen sie Sentimentalität. Nur nicht sentimental sein! Das war ja das Privileg des „überwundenen Standpunkts“, der Polko, Marlitt, Paalzow . . . Dabei finden wir, die ohne Seelenrausch lesenden, die unwahrste Sentimentalität — zur Wahrheit gestempelt — auch bei den modernen Damen!

Da ist z. B. die Mine in Clara Viebig's in den Himmel erhobenem Roman „Das tägliche Brot“.

Mine, die wir von Stelle zu Stelle geleiten, mit der wir waschen, putzen, kochen u. s. w., ein braves, gutes Mädchen, kommt, weil sie ihr Kind in Berlin nicht unterbringen kann, mit ihm zu ihren Eltern auf's Land (bei Schwerin a. d. Warthe).

Und diese Eltern, gutgeschilderte Landleute — weisen der Tochter die Thür. Unleugbar ist jene Szene mit großem Talent geschildert, aber sie ist durch und durch unwahr.

Wo sind ländliche Eltern in Deutschland, in der Mark, der Prignitz, in Posen, Schlesien, Pommern, Mecklenburg u. s. w. u. s. w., welche eine Tochter, eines Kindes wegen, aus dem Hause stoßen?

Das giebt es einfach nicht, denn eine unverehelichte Mutter ist dem einfachen Volk durchaus keine „Gefallene“. Sie finden sich meist mit der unumstößlichen Thatsache großelterlicher Würde bald ab!

Ländliche Hausfrauen Norddeutschlands werden Frau Viebig das bestätigen. Wo bleibt aber der Wert dieser „Wahrheit“ zeigenden Romane, wenn so viel Unwahrheit, allein zum Zweck falscher Sentimentalität, mitunterläuft?

Ein Kabinettstück von offener und versteckter Gemeinheit ist dieser Verfasserin: „Weiberdorf“. Man wird damit die große Kunst der Schilderung dieses armen Eisfeldorfs, seiner Verhältnisse und seiner Bewohner nicht leugnen, es aber tief beklagen, daß ein so großes, schönes Talent sich nicht an einem großen, edlen Vorwurf bethätigen kann, daß es förmlich wühlen muß in Schmutz und Gemeinheit.

Der Mut der Schilderung dieser Weiber in dem Weiberdorf treibt der anständigen Frau die Schamröte ins Gesicht. Kaum eine Seite des starken Bandes erläßt dem Leser die peinlichsten Szenen und „Schäferstündchen.“

In der Wahl ihrer Ausdrücke ist auch Frau Viebig ungeheuer geschmackvoll, von eben erwachsenen jungen Mädchen sagt sie z. B. „heurige Hasen!“

Großes Aufsehen erregte, nachdem schon mehrere „höchst bedeutsame“ Romane und Novellen von ihr erschienen waren, Gabriele Reuters „Ellen von der Weiden“.

Alle Kritiken sind seines Lobes voll! Noch nicht dagewesen!

Wie ernst — wie tief — wie großartig! Und was ist der ohne Seelenrausch lesenden Frau diese Ellen, diese unverstandene Berliner Doktorsgattin, die Hofrattstochter aus dem Harzgebirge?

Sie ist weiter nichts, als eine ganz gewöhnliche Straßendirne, aber all' ihr Sehnen, all' ihre Gedanken, all' ihre „Seelenräusche“ (sie hat auch Seelenräusche) werden mit dem Nimbus des Wahren — Echten — Hohen und — — — Natürlichen umgeben!

Ellen ist weiter nichts, als ein, wenn man denn will, — und hier mag Helene Böhlau Recht haben — Halbtier! Nichts von Güte, nichts von Frohsinn, nichts von Liebe, nichts von Würde ist in ihr, nur ungezügelte Begierden und Leidenschaften. Jedem Manne, der in ihren Weg tritt, den der eben erst vermählten Frau, möchte sie sich zu eigen geben!

Die widerlichste und roheste Szene des Buches ist die, wo ein ihr direkt unsympathischer Freund ihres Mannes ihr die Hand küßt.

Die Schwärmerei für den unbekanntem Maler Uglandy grenzt schon mehr an Wahnsinn, und peinvolle, entsetzliche Schilderungen einer Liebeszene mit ihm, ihrer zerrissenen Ehe, ihrer Scheidung, ihres halbblöde erscheinenden Kindes — sind eine Qual für verständige Leser. Es ist ein Ünding, dieses Buch — so krankhaft — so faul und ekelhaft!

Und dieser edle Vater Ellens, der zu der Tochter von den Frauen sagt: . . . Ihr armen Weibsbilder! was sollt Ihr auch machen, wer kann's Euch verdenken, wenn Ihr zugreift und den ersten besten Dummsten packt! Euer Frühling ist zu kurz, und was seid Ihr für die Natur, wenn er vorbei ist: abgefallene Pflaumen — auf den Mist damit! Da treibt Euch denn die innere Angst, und mit Recht . . . Sie treibt gerade die Besten von Euch, die Säftigsten, die Lebensreifsten . . .“

Und Ellen denkt über dieses Wort ihres Vaters nach und findet es „seltsam, daß Vater einen so klaren Begriff von der Natur hat und doch ein so strenger Christ ist.“

Also auch hier — ein „Spielen“ mit dem Christenglauben!

Noch eins giebt dem ruhig Lesenden bei diesem Buche zu denken . . . die Form des Ich-Romans! Es heißt immer in der Litteratur, daß der „Ich-Roman“ veraltet sei. Er scheint jetzt mit der Selbstqual der modernen Frau wieder aufzuleben.

Entsetzlich peinigend aber ist doch der Gedanke, daß eine Frau, wenn sie schon so — sagen wir menschlich-natürlich fühlt, wie Ellen, diesen Gefühlen auch auf dem Papier Worte giebt, Situationen beschreibt und ausmalt, die jedenfalls oft erlebt, aber von dem Erlebenden nicht wohl selbst beschrieben werden.

Was man in diesen Büchern und Darbietungen, die übrigens natürlich nun auch fleißig von talentlosen, mittelmäßigen Damen der Feder nachgeahmt werden, indem sie ein unbeschreiblich pikantes „Milieu“ nehmen, ein angefaultes Heldenpaar und möglichst sinnlose Gedanken herumgruppieren, vermischt, das ist der alte und ewig jung bleibende Ausgleich: Rechte und Pflichten! Diese modernen Heldinnen haben nur Rechte! Pflichten, die sie emporheben über den kleinlichen Alltagsstaub, die sie zum Menschen machen mit Gemüt und Seele, mit Verstand und Selbstbeherrschung, die giebt es nicht mehr im modernen Roman! Aber dennoch Charaktere — Vollmenschen — Übermenschen!

Übermenschen ohne Pflichtgefühl!

Und wo sie sind — diese Pflichten, seien es die der Ehe — der Mutterschaft — da werden sie als störend — als ungerecht — als überflüssig empfunden!

Und das „Weib mit dem Rechte ihrer freien Persönlichkeit“ stellen sie uns dar.

Hier liegt anscheinend der Schwerpunkt der Verjüngung der Frauenlitteratur! Wir vermiffen den christlichen Geist darin, nicht in dem Sinne der ewig betenden,

sogenannten „frommen Frau“, nicht den puritanischen Geist englischer Romane, sondern den Geist der Zucht, der Sittsamkeit und der Keuschheit, den Geist des Christentums in der Seele der deutschen Frauen! Was die Frauen sind, sind sie durch den Geist des Christentums! Der gab ihnen die Seele, machte sie zu Priesterinnen im Tempel der Pflicht.

Wehe den Frauen, denen die Pflichten, welcher Art sie auch seien, als Kettenlast unerträglich scheinen!

Wehe uns deutschen Frauen, wenn unsere Litteratur ferner so vergiftet wird!

Es ist hohe Zeit, Front zu machen gegen die plumpen, obszönen und widersinnigen Machwerke unserer modernsten Damen, die den Menschen nicht schildern im Kampfe mit unseligen, bedrohenden Leidenschaften, über die er, seines Geistes und seiner Vernunft sich bewußt, siegen soll, sondern als Opfer oder „Heilige“ dieser Leidenschaften, denen sie rettungslos verfallen.

Wenn wir so fortfahren, unser Heiligtum, unseres Herzens Reinheit in der Litteratur von Geschlechtsgenossinnen verunglimpfen zu lassen, so wird von den Frauen bald aller Schmelz und aller Zauber genommen sein. Wir sind es unseren Töchtern, unseren Enkeln schuldig, dagegen aufzutreten!

Es gab schon einmal eine solche Zeit in der Litteratur!

In der achten Satire Rachels ist ein derber Ausfall auf die Auswüchse der dichtenden Frauen des 17. Jahrhunderts enthalten, der auch auf besonders frivole Darbietungen schließen läßt.

Ja, endlich haben wir erlebt in güldnen Jahren —

Das Weibervolk läßt Spul' und Haspel fahren

Und macht ein Kunstgedicht!

Die Schriften sind fürwahr ein Zeugnis unsrer Herzen;

Die keusch ist von Natur — die wird nicht unkeusch scherzen —

Das bild' ich mir gewiß und ohne Zweifel ein,

Die so wie Thais spricht — die wird auch Thais sein.

### Der junge Luther.\*) (Luther in Erfurt.)

Drama in fünf Akten von Adolf Bartels.

Wohl in keiner Zeit ist der klaffende Spalt zwischen Esoterikern und Exoterikern, zwischen einer kleinen Anzahl das Leben mit seinem Inhalt Erfassender und Verstehender und einer Herde von unwissenden, in maßlosem Aberglauben und Falschglauben, in Dummheit und Roheit dahinlebenden Menschen so tief und breit gewesen, wie im fünfzehnten Jahrhundert. Auch im Mittelalter waren ja Teile klassischer Kunst, besonders der Litteratur, bekannter, als im allgemeinen angenommen wird, aber die beste Speise für das Volk, die nationale und Naturpoesie, war mit Ausnahme der kleinen und klaren Brünnelein, aus denen das Volkslied quillt, versiegt, vergessen, begraben. Die Gelehrsamkeit zog sich hinter die düsteren Mauern weltfremder Klöster zurück, und ihre Verwalter suchten geflissentlich die große Masse von dem ewigen Quell religiöser und poetischer Wahrheit und Erhabenheit fernzuhalten. Ja, als das byzantinische Reich in Trümmer ging, und griechische Kunst, unterstützt von den kunstliebenden Medicern, eine gastliche Stätte in Italien fand und von hier aus auch in unserm Vaterlande bekannt wurde, da eiferte man an der Wiederaufrichtung griechischer und römischer Kultur, als an den Musterbildern jeglicher menschlichen Vollkommenheit; deutsche Kunst und Wissenschaft, deutsche Ehre und Sitte war vergessen, wurde verlacht und verhöhnt. Unnatürlich war schon das gänzliche Versiegen der Volkspoesie im dreizehnten Jahrhundert und daneben die vollständige Herrschaft einer wenn auch noch so bedeutenden Kunstpoesie; im vierzehnten Jahrhundert aber verfiel auch die letztere, und mit ihr vermoderten die Reste volkstümlicher, nationaler Kunst. Es fehlte in den folgenden Jahrhunderten nicht ganz an Männern, die mit Herzeleid die scharfe Scheidung zwischen Volk und Kunst bezw. jetzt Wissenschaft sahen, aber es mangelte ihnen die Kraft, eine Einigung herbeizuführen. Wohl schlug auch im Volke noch das goldene, reine Herz unter dem groben Kittel, aber dem deutschen Gemüte fern grübelte deutscher Verstand über alten Pergamenten und Sprachen. Deutschlands Seele fehlte die Harmonie, die zur Zeit der großen Epen und in den Tagen Walthers gegrünt und geblüht hatte. Und das Schlimmste von all dem Schlimmen: der Quell der Verjüngung, das Evangelium, lag unter Kirchenvätern und Kommentaren, unter Sprachwerken und Dogmen verstaubt und unbenutzt. Da sandte Gott den deutschen Landen den rechten Mann aus dem Volke, der mit treudeutschem Gemüt und klarem Geiste die Schäden der finsternen Zeit erkannte, und dessen auf kindlichem Glauben graniten fundamentierter Kraft es gelang, die beiden Felsen zu überbrücken, die sich fliehenden Pole zu einigen: Martin Luther.

\*) Der junge Luther. Verlag von E. Avenarius, Leipzig.

Nicht in dem Maße wie damals, aber immer noch tief genug klappt heute der Riß. Das deutsche Volk, besonders in seinen mittleren und unteren Schichten, nimmt wenig Anteil an Deutschlands Kunst. Nicht zum wenigsten Teile trägt auch die „Kunst“ selbst Schuld an diesem Zwiespalt; denn französische, norwegische und russische Einflüsse „modernisieren“ vorzugsweise unsere Litteratur derartig, daß das Deutschbewußtsein dafür kein Empfinden hat. Aber „die zarten Blümlein gehn herfür“; schon regt sich auf vielen Zweigen, und ein wonniger, sonniger Mai lächelt von ferne.

Da liegt es denn nahe, auch den Gewaltigen dem Volke wieder näher zu bringen, der dereinst „eine Vermählung des deutschen Geistes und Gemütes mit dem Evangelium“ als seinen Lebenszweck erkor, und dessen bedeutender Einfluß, trotz lebhafter Anstrengung verbissener, im Nebel stapfender Gegner weit über unsere Tage hinausreichen wird. Heil dem rührigen Streben, das Devrients u. A. Lutherfestspiele unter Mitwirkung der lieben Deutschen selbst ins Herz des Volkes hineintragen. — Den jungen Luther hat Adolf Bartels wieder lebendig auf die Bretter gestellt, die die Welt bedeuten. —

Reiches Leben pulsiert gleich am Eingange des Dramas. Der gestrenge Vater Luther nimmt von seinem jungen Martin, der schon bis zum Magister avanciert ist, Abschied, und gleich nehmen des Studiosen Freunde den Vielgetreuen in ihre Mitte. Johann Jäger (Crotus Rubianus), dem der Schalk im Nacken sitzt, der später mit Hutten die *epistulae obscurorum virorum* herausgab und so seinen sieghaften, beißenden Spott über alles Klosterleben und -treiben ausgoß, er ermuntert den melancholischen Magister, frisch das alte Heidentum mitleben zu lassen. Aber dem jungen Deutschen, heiß nach Liebe verlangend, liegt das Griechentum als Herzenssache zu fern. „Nichts Lieberes auf Erden, als edler Frauen Lieb“, wenn sie mag werden“, das ist sein Sprüchlein. Doch in der lockenden Knospe wird er sogleich des Wurms gewahr. Ein „fahrend Weib“ hat sein Wort gehört und möchte mit süßen Reden den Unerfahrenen bethören. Sein guter Geist aber verläßt den Luther nicht, er spricht von edler Frauen Lieb und haßt die gleißende Sünde, die vernehmlich an die Burg seines guten Gewissens pocht. Da verbündet sich ihr der unbüßfertige Tod. Alexius ersticht den wilden Kumpen der Fahrenden, und „ewig verloren“ fährt der Landsknecht dahin. Zwei gewaltige Versuche, Luther aus der Welt ins Kloster zu zwingen. Aber noch findet er sich wieder. In dem stillen Idyll seiner Erfurter Wohnung, beim Schuster Trillhase und seinem lieblichen Anichen vergißt der Bedrängte den Wermut im Becher des Lebens. Der rechtlich denkende Schuhmacher und sein unschuldiges Töchterlein geben ihm die sorglose Ruhe wieder. An beiden Ankertetten aber, dem Recht und der Unschuld, wird mächtig gefeilt. Erfurts unredliches Stadtoberhaupt will den „Rebellen“ Trillhase verderben, und Alexius, der Leichtfertige, hat sein küsternes Auge auf Schön-Anichen geworfen. Auch Regina, das fahrende Weib, ist in Erfurt und will den Treuen umgarnen. Unbekümmert, vertrauend auf die Macht des Gebetes aber freut sich Luther des Maien, des Maifestes. Da erfährt er, daß auch gewichtige Säulen, die ihn bisher getragen, schon in ihren Fundamenten zu zerbröckeln beginnen. Von dem berühmten und gelehrten Mutianus Rufus erfährt er, daß die Wahrheit, von

deren Absolutheit er felsensfest überzeugt ist, für die Kirche etwas Relatives ist; „die Kirche hat sie, das ist sicher, nur ist nicht sicher, wo sie steckt.“ Professor Grefenstein vertraut ihm sogar, daß der verbrannte Kezer Fuß durchaus nicht des Irrtums überwiesen sei. Zu alledem erkennt Luther selbst, daß des Domherrn Hauptgrundstein des Glaubens seine Dummheit ist. Wie gewaltig müssen alle diese Entdeckungen auf seine Seele gewirkt haben, ja, gerade auf ihn, der in beschränkten, aber reinen Verhältnissen aufgewachsen ist und seit seiner frühesten Jugend abergläubische Märlein in Hülle und Fülle gehört und geglaubt hat. Voll schwerer Bekümmernis bekennt er seinem Freunde Lange:

„Der Friede nirgends, überall Gefahren,  
Verderbnis, Sünde, Angst, Verzweiflung, Tod . . .  
Und dennoch möcht' ich leben, möcht' hinauf  
Auf eine Höhe, und im Sonnenschein  
Die holde Welt unter mir liegen sehn,  
Groß, frei und — glücklich! Doch ich bin ein Sünder,  
Und wenn der Richter heut' hernieder käme,  
Ach, ich bestände nicht, er müßte mich  
Verwerfen. . . .  
Die Kirche, ja, sie ist wohl doch der Fels,  
Nur schwimm ich fern von ihm im wilden Meer.  
Werd' ich ihn je erreichen und mich retten? . . .  
Ich fürcht' mich vor mir selber, ja, das ist's.“

Grübelnd und kämpfend sitzt er im stillen Kämmerlein. Doch der eigentliche Kampf steht ihm noch bevor. Alle früheren Versuchungen waren nur kleine Plänkellein. Da springt Regina durchs Fenster in die nächtliche Stille seiner Studierstube. Mit heißen Worten erinnert sie ihn an seinen Spruch von edler Frauen Lieb; Jammers voll erzählt sie ihm von ihrem erbärmlichen Leben, verweist ihn auf Maria Magdalena und schmiegt sich endlich mit den Worten: „Nimm mich an deine Brust“ an den Hartbedrängten. Da flammt's in heller Erkenntnis in dem Edlen auf. Er schleudert sie zu Boden und ruft: „Herr, hilf mir! Weg, Verfluchte, weg von mir!“ Aber ein neuer Stoß: Annchen stürzt, von ihrem Vater gepeitscht, ins Zimmer. Alexius hat sie beim Maifeste entehrt, und mit dem Riemen will Meister Trillhase die Schande aus seinem Hause vertreiben. Da erfaßt den ehrlichen Schuster die schändliche Hand der Ungerechtigkeit: er wird auf Befehl des Stadtherrn wegen Aufruhr ins Gefängnis geführt. Annchen verläßt mit Regina das Haus. Recht und Unschuld wanken, Macht und Leichtsinne erheben triumphierend ihr Haupt. Luther ist entsetzt, und als nun gar der Verführer der lieblichen Tochter Trillhases halbtunken zu ihm kommt, da will er die gebrochene Blüte rächen und fordert Alexius auf morgen zum Zweikampf. Das Gebet aber ist seine Zuflucht in der Stille nach dem wilden Toben.

Der Tag des Duells kommt herauf. Schwül weht der Wind im Steigerwald. Jäger versucht zum letzten Male zum Guten zu reden. Vergeblich. In frechem Übermute schaut Alexius auf den „Bauernjungen“, in überzeugtem Stolz verharret Luther. Der des Wegs kommende Karthäusermönch weist hin auf Gottes Zorn im drohenden Gewitter. Vergeblich. Schon kreuzen sie die blinkenden Rlingen.

Da — ein greller Blitz, ein fürchterlicher Schlag, und Alexius stürzt, vom zuckenden Strahl getroffen, tot zu Boden. „Lange, lange Stille“. Luther:

„Mächt'ger Gott!

Dein ist die Rache, dein allein! Vergieb mir!  
Mein Leben weih ich künftig deinem Dienst,  
Ich geh' ins Kloster.“ —

Die letzten Szenen führen uns in den Gasthof wie im ersten Akte. Luther singt in der Welt zum letzten Mal zur Laute, und seiner Freunde Abschiedsgefang ist die neue Weise: Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus. Noch erscheint des Scheidenden Vater, der wohlgefinnte, alte Luther. Aber sein Bitten und Warnen ist vergebens, des Sohnes Entschluß steht fest.

„Zum Reich des Friedens steuert nun mein Schiff.  
Wenn Ihr an mich gedenkt, dann betet, betet,  
Daß ich ihn finden möge — hier und dort!  
Jetzt gebt mir feierlich den Comitat“,

und unter dem Gesang der Abziehenden fällt langsam der Vorhang.

Das ist der Mensch, der unter der Wucht der Ereignisse niedersinkt, dem die weltüberwindende Kraft des Glaubens mangelt, und der darum der Welt entflieht. Aber selbst zu dieser Weltflucht gehört Überwindung und zur Überwindung Stärke. Luther fürchtete in der Welt zu Grunde zu gehen, und um sieghaft über der Welt zu stehen, dazu gehörte eine andere Fundamentierung seines religiösen Lebens, als die, welche er bisher hatte. Der Autoritätsglaube mußte dem freien, auf dem Worte basierten Glauben weichen, das auf Trennung und Glauben Hinnehmen des Wahren mußte sich dem persönlichen Erlebnis von Gottes Wirken unterordnen. Die Sünde hatte mit großem Getöse an sein Herz geklopft — er hatte sich mit dem Gebete verschauert; ergreifend hatte Gottes Strafgericht über die Sünder auf seine zitternde Seele gewirkt, — er bedurfte der tiefsten Ruhe zur Sammlung, zur Erkenntnis, zur inneren Festigung, und seiner eisernen Überzeugung bringt er die Welt zum Opfer: im Kloster sollte seine Seele genesen und zu neuem Kampfe erstarren. —

Nicht den großen Reformator, nicht den Papst und Konzil trotzbietenden Heros läßt Bartels vor unseren Augen erstehen, nein, den Menschen Luther bringt er unserem Herzen näher. Es steht ja fest, daß ein Bühnenfestspiel mit Massenszenen, großen Volksbewegungen, Großthaten Gewaltiger u. einen tiefen Eindruck auf den Zuschauer hervorbringen, daß mit den Mitwirkenden der Hörer erhoben, begeistert, in Festtagsstimmung versetzt wird. Aber der Held selbst, mit seinem eigensten innersten Empfinden, Denken, Fühlen, Wollen, mit der Entwicklung seiner Entschlüsse, mit den mancherlei Motiven seines trotzdem einheitlichen Handelns, bleibt uns fern, ferner als wenn eben der Mensch als Mensch auf die Bühne gestellt wird ohne den für ein Festspiel allerdings naturnotwendigen Rahmen. Damit soll aber keineswegs nun das psychologische Drama mit seinen spitzfindigen Gesellschafts- und anderen Problemen als Muster hingestellt sein. Ich glaube überhaupt garnicht, daß in der sogenannten Gesellschaft derartig knifflische Fragen in praxi existieren, wie sie etwa Ibsen in einigen seiner Dramen behandelt. Hätte ein anderes hervorragendes Talent, von anderen Grundsätzen, etwa historischen, metaphysischen, pathologischen oder

religiösen ausgehend, in ähnlicher kunstvoller Weise denselben Stoff dramatisiert, man würde jedenfalls auch ihm seine Anerkennung nicht versagen. Aber der Mensch selbst wird uns nicht durch Betrachtung unter einer Lupe erkennbar nahe gerückt, sondern indem wir ihn in seinem Thun als Ganzes und als Glied eines größeren Ganzes beschauen, nicht aber am besten dadurch, daß wir seine Großthaten vor Augen erleben, sondern indem er uns in der Einsamkeit oder unter Bekannten, Freunden oder in der Familie sein Herz öffnet. Ist's im praktischen Leben der Gegenwart nicht ebenso? Lernt man einen bedeutenden Geist, den man bisher nur auf dem Piedestal von der Menge umjubelt und verehrt gesehen hat, einmal persönlich oder doch im kleinen Kreise kennen, so wirkt er erst recht belebend und erhebend auf uns ein, wir kommen erst dann energisch in die Sphäre seines Wollens und Wirkens. Aus dem früheren, hellauflackernden Strohfeuer wird ein unauslöschliches Glühen. Eine kleine, doch lebhafte Episode charakterisiert einen „Helden“ zehnmal besser, als ein ganzes Aufgebot von Theatereffekten; ein menschlicher Zug packt den Hörer oder Zuschauer leichter und fester als eine Hochflut jubelnder Worte der begeisterten Menge. Ich kann mir Martin Luther so recht denken, wie er beispielsweise nach den gewaltigen Reden gegen Karlstadt u. a. in Wittenberg im trauten Kreise mit Melanchthon, Bugenhagen und anderen Freunden des Tages Hitze bei kühlem Trunk und erhebendem Lied besprach, oder wie er nach heißem Strauß im herzigen Familienkreise saß. Den Luther, ihr Dichter, den bringt uns, den verstehen wir Deutschen, den lieben wir.

Das vorliegende Drama ist doch sicher, so hoffen wir, nur der erste Teil einer großen Luthertrilogie oder Tetralogie. Ob Herr Professor Bartels uns den ganzen Luther noch lange vorenthält? Wagen wir einmal einen Einblick in das Unge schriebene:

Demütig unterwirft sich der junge Magister Augustinus' Regel, und wie von ferne zieht in der Einsamkeit seiner Zelle das frühere Leben an seinem Geiste vorüber. Aber der Brauch fordert, mit dem Bettelsack hinauszuzwandern. Entsetzt sieht er die trauten Plätze Alt-Erfurts wieder. Vorüber, vorüber. Noch einmal tritt er in seine frühere Wohnung und erblickt Trillhase gealtert und lebensmüde, gebeugt durch Annchens Sünde. Luther will ihn mit der Hoffnung auf eine fröhliche Zukunft aufrichten. Bekümmert antwortet der Meister:

Ihr, Herr Magister, seid in sicherem Port,  
Ich bin dem Zorn des Unrechts preisgegeben.  
Ihr steht allein, beklagt nicht Weib, nicht Kind,  
Der Sensenmann hat mir die Eine längst  
Geraubt, die and're —

Schluchzend bedeckt er sein Antlitz. Von der Straße ertönt lebhaftes Schreien und Johlen. Eine kreischende Menschenmenge sieht man an der geöffneten Thür vorüberstuten, den Büttel begleitend, der Annchen und Regina aus Erfurts Mauern vertreibt. Wiedersehen Jammers voll! Erregt stürzt Johann Jäger herein, um Trillhase zur Wiederaufnahme und Anerkennung seiner Tochter zu bewegen. „Mir starb mein Kind, ich habe keine Tochter mehr“, ist des Gebeugten Antwort. Und als auch Luther auf ihn einredet, da fährt er hart auf:

Dein Freund war meines Glücks Zertrümmer. Du  
Mit Deinem Grübeln, Deinem Suchen, hast  
Dein Aug' verschlossen, da Du sehen mußtest.  
O, Annchen, Annchen — . Nein, ich habe keine  
Tochter mehr! —

Jäger ist erschüttert, Luther wie niedergedonnert. Da tritt der Büttel auch in des Schuhmachers Haus und verweist auch den Vater Trillhase aus der Stadt, da er das Haupt einer gegen den Rat der Stadt gerichteten Verschwörung sei. Schriß auflachend ergreift der Geächtete seinen Knotenstock, und mit den Worten:

Du siehst mich wieder, Viertelsmeister; weh Dir,  
Erfurt! Wenn Deine Herrn das Recht mit Füßen  
Treten, so wird das Volk des Rechtes Rächer sein,

verläßt er sein Haus. Nach kurzer, ernster Unterredung zwischen Luther und Jäger, in der Luther dem Freunde seine neue Stellung, allerdings unsicher, schildert, scheiden sie, und Jägers Abschiedswort lautet:

So ernst nahm's noch kein Augustiner. Glaube  
Mir, Du wirst, nicht lange kann's mehr wahren,  
Auf einen andern Kampfplatz hingestellt,  
Wo Du bekämpfst, was jetzt Dir Recht erscheint,  
Wo Du die Fackel in die Hütte wirfst,  
Die jetzt Dir Schutz zu bieten scheint. Leb wohl! —

Der feingebildete Generalvikar der deutschen Augustiner-Observanten, v. Staupitz, hat schon längst den jungen Mönch beobachtet. Ein alter Klosterbruder hat den Vorgesetzten auf Luthers Bedeutung aufmerksam gemacht, und zum Teil durch dieser beiden Einfluß wird Luthers Stellung zu seinem Gott ins Gleichgewicht gebracht. Der biedere Klosterbruder sitzt mit dem neuernannten Professor in Wittenberg in der Studierstube. Luther erzählt von seiner Romreise, von der er vor kurzem zurückgekommen ist. Voll Abscheu ergreimt er über den Schacher auf Petri Stuhl und anderen Bischofsstigen. Da betritt ein junger, ungebildeter Bettelmönch das Haus und berichtet salbungsvoll vom ersten Auftreten Tegels unweit Wittenberg. Zornvoll fährt Luther auf:

Auch uns, auch uns soll diese Pest ergreifen?  
Zu all den Übeln dieses größte noch?  
Mich jammert längst des Volks, das diesen Hirten,  
Die's in die Irre führen, folgen muß.  
Zu Dummheit seufzt das Volk, und seine Kraft  
Hält man durch Tücke nieder. Der Opferqualm,  
Durch den einst Israel den Herrn nicht mehr  
Erkannte, wälzt sich auf's neue zwischen Gott  
Und Christenheit. O Herr im Himmel, sende  
Einen Sturmwind, der das Land durchheule!  
Wirf Deinen Feuerbrand ins Volk hinein,  
Daß einem Phönix gleich der Geist erstehe,  
Der Geist der Wahrheit, der im Kerker krankt.

Zum Teufel mögen sie samt ihren Meistern  
Fahren, die glauben, daß durch rotes Gold  
Der Mensch gerecht vor dem Allmächt'gen werde. —

III. Der Abend des 10. Dezember 1520. Justus Jonas und Johannes Schurf sind sehr erregt über Luthers bedeutsame That: Die Verbrennung der Bannbulle und des kanonischen Rechtes. Das Für und Wider wird lebhaft erwogen. Doch der eintretende Luther beruhigt beide. Er weiß, daß er auf ewigem Grunde steht und keine Macht ihn je verderben kann. Auch Staupitz, der vornehme Freund, wagt leise Bedenken einzuwenden. Doch hier trübt gegen den feinen Geist, der, fern allem Volkstümlichen, das Schlagen des Volksherzens wohl hört, aber nicht verstehen will, der derbe Sproß aus dem deutschen Eichenwalde, der des tiefen Heimatwaldes Rauschen und Flüstern mit fühlender Seele vernommen und der auch dem Tosen und Heulen des Sturmwindes standhält, weil seine Wurzel im deutschen Heimatboden und in der bei weitem festeren ewigen Heimatscholle unerschütterlich haftet. Zur Bestätigung seiner Worte und zur Aufrichtung der Freunde hört man in brausendem Gesange Luthers That von den Studenten der alma mater verkündigt.

Der Freunde Bedenken erscheinen aber teilweise gerechtfertigt; denn eine Gärung macht sich im gesamten Leben Wittenbergs bemerkbar. Trillhase vertritt den opponierenden Bürgerstand, beeinflusst durch Zwickau. Schon hat er in Erfurt Rache genommen. So suchen unruhige Elemente die neuen Gedanken zu ihren egoistischen Zwecken zu benutzen. Auch Regina ist in den Mauern Wittenbergs. Sie und ihr Anhang macht sich besonders Luthers Sätze gegen das Klosterleben zu nutze. Wie ein Fels in der tosenden Brandung aber ragt des Reformators Gestalt empor. Der Beichtwahr des Kaisers macht einen Versöhnungsversuch, aber auch in dieser letzten Versuchung in Wittenberg steht der Wackere fest, und unverzagt tritt er den Gang nach Worms an.

IV. Nacht vom 18.—19. April 1521. Der Sieg ist errungen, heißer Dank entströmt Herz und Lippen des Siegers. Glückwünsche der alten und neugewonnenen Freunde erquickten den Gottesmann. In der Wartburg stillem Frieden singt er bei neuer Arbeit (Anknüpfung an neues Wirken) in trautem Kreise seine Schutz- und Trutlieder zur Laute.

Ich verkenne nicht, daß diesem zweiten Teile einer Luthertrilogie in diesem Entwurfe hundert Mängel anhaften, besonders die dramatische Wirkung durch Überwiegen der Idee Einbuße erleidet, doch — videant consules!

## Litterarische Rundschau.

Wer bei einem Rundgang durch die neueste Litteratur die Führung übernimmt, thut gut, sich zunächst damit zu entschuldigen, daß er bei weitem nicht alles zeigt, weil er selbst nicht alles kennt. Die litterarische Produktion scheint mehr und mehr von einem unvernünftigen Zauberlehrling dirigiert zu werden. Diese Sintflut harvt des kundigen Meisters, der uns von allzureich bemessenen Gaben befreit . . .

Nach diesem löblichen Vermerke suchen wir aus dem ungeheuren Strome Wesentliches und Wichtiges herauszufischen, immer unter dem Vorbehalte, daß Vollständigkeit hier unmöglich ist.

Harnack's „Wesen des Christentums“ (Leipzig, Hinrichs) ist von dem Verlage in dankenswerter Weise zu einem sehr billigen Preise (1 Mk.) weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Die Litteratur, die um den Antichristen Friedrich Nietzsche immer mächtiger anschwillt, hat durch Hans Bachinger, des Hallenser Philosophen Buch „Nietzsche als Philosoph“ (Berlin, Reuther & Reichard) eine wesentliche Bereicherung erfahren. Die klar und gut geschriebene Schrift beweist, daß nach dem Vorgange Alois Riehls und Georg Simmels die zünftigen Philosophen Nietzsche ernst nehmen, nachdem sie über den systemlosen Modophilosophen lange genug gespottet haben. Wie stark Nietzsche das Geistesleben des letzten Jahrzehnts beeinflusst hat, versucht der Referent in seinem Buche „Friedrich Nietzsche und die deutsche Litteratur“ (Leipzig, H. Seemann Nachfl.) darzustellen.

Fast noch lebhafter ist das Interesse, das sich Ibsen am Abend seines Lebens zuwendet. Die bei S. Fischer erscheinende treffliche Gesamtausgabe ist dem Abschluß nahe. Leo Berg hat seine geistvollen Studien über „Ibsen“ gesammelt erscheinen lassen (Cöln, Albert Ahn), während Philipp Stein interessante Beiträge zur Reception des Dramatikers in „Henrik Ibsen, zur Bühnengeschichte seiner Dichtungen“ (Berlin, Elsner) darbietet. Die erste umfassende Biographie giebt Rudolph Lothar in einem „Ibsen“, der sich seiner trefflichen Sammlung „Dichter und Darsteller“ (Leipzig, E. V. Seemann) würdig anreicht. Das Buch ist bislang die beste populäre Würdigung des nordischen Genies und wird durch einige Inedita, unbekanntere Mitteilungen aus dem Lebensgange des Dichters und hübschen illustrativen Buchschmuck für den Ibsen-Kenner bemerkenswert.

In besonders reicher Blüte steht die Kunslitteratur. Das von Max Martersteig herausgegebene Jahrbuch der bildenden Kunst (Berlin 1902), das sich aus dem vorjährigen bescheiden aufgetretenen Almanach für bildende Kunst überraschend prächtig entwickelt hat, darf allen Kunstfreunden warm empfohlen werden. Durch Aufsätze aus anerkannter Feder und treffliche Illustrationen orientiert es sehr gut über den gegenwärtigen Stand der Kunst und des Kunstgewerbes und bleibt dabei seiner ursprünglichen Aufgabe, ein Adreßbuch der Künstler zu bieten, getreu.

Mehr durch seine Abbildungen als durch den Text, der durchweg eine rückständige, der Moderne abgeneigte Betrachtungsweise verrät, fesselt das Handbuch der Kunstgeschichte von Adolf Rosenberg (Belhagen & Klasing). Wer sich als kunstliebender Laie abseits der Meinungen und Strömungen über alte und neue Kunst unterrichten will, wird in diesem fleißigen Werke eine reiche Quelle des Wissens finden. Für die Kunst des 19. Jahrhunderts ist das Buch freilich völlig unzulänglich. Durchaus modernen Geist verraten hingegen die Würdigungen des bekannten Kunstkritikers Hans Rosenhagen (Berlin, H. Nabel), der in diesem Buche allzu knapp geratene Feuilletons über Chodowiecki, Menzel, Leibl, Trübner, Biglheim, Segantini, Böcklin zusammenfaßt. Ein Standard-wort auf kunstgewerblichem Gebiete giebt Otto Grautoff in seinem Werke „die Entwicklung der modernen Buchkunst in Deutschland“ (Leipzig H. Seemann Nachf.), Ernst Schur's „Grundzüge und Ideen zur Ausstattung des Buches“ die im gleichen Verlage erschienen sind, bieten eine bemerkenswerte Ergänzung dieses historischen Buches. Besonderes Verdienst um die Ausstattung des Buches hat sich bekanntlich der Verlag Eugen Diederichs erworben. Er tritt mit einer vollständigen Ausgabe der Ruskin'schen Schriften, die in Deutschland vielfach Anklang finden dürften, auf den Plan. Minder bekannt, doch gleich empfehlenswert ist das ungemein freisinnige Essaybuch des englischen Schriftstellers Walter Pater „Die Renaissance“ (Eugen Diederichs). In formvollendeter Sprache kommt hier der Geist des Cinquecento zu vollendeter Auslösung, so daß das Buch neben Burchardts klassischer „Cultur der Renaissance“ einen Ehrenplatz beanspruchen darf.

Die Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Frauenfrage, Kultur, Pädagogik müssen wir uns aus Raumangel für das nächste Mal aufsparen, damit die eigentliche Litteratur zu ihrem Rechte gelangen kann.

Auf dramatischem Gebiete wird unendlich viel produziert, nur kommt das Geleistete selten über eine gewisse Talentprobe hinaus. Das litterarisch Wertvolle wird thatsächlich abseits vom Repertoire im sogenannten Buchdrama geleistet. Oder will man ernsthaft behaupten, daß unsere Bühne mit ihrem sehr traurigen Niveau ein wahres Spiegelbild der Dramatik gebe. Als starkes, nicht genügend gewürdigtes Talent habe ich an anderer Stelle schon mehrfach den jungen Rheinländer Herbert Gulenberg bezeichnet. Seine bei Sassenbach, bezw. Reclam erschienenen Dramen verdienen umsomehr gelesen zu werden, als sich der Dichter den Gesetzen der Bühne gegenüber etwas spröde verhält und gerade dem Leser tiefste Wirkungen vermittelt. Sein neues Drama betitelt sich „Künstler und Catilinarier“. Es bringt die Idee zum Ausdruck, daß jeder Künstler außerhalb der Gesellschaft steht und an seiner Überzeugung nur mit schweren geistigen und materiellen Opfern festhalten kann. Das Lob, das dem preisgekrönten Drama „Der Sonnwendtag“ von Carl Schönherr gesendet wird, kann ich nicht voll unterschreiben. Stofflich interessant und technisch geschickt aufgebaut, läßt es doch Herz und Gemüt vielfach vermissen. Das Drama, das von dem alten Gegensatz zwischen Glauben und Unglauben handelt, wirkt mehr effektiv als erschütternd.

Von neuen Romanen haben die bemerkenswertesten, darunter Frenssen's „Förn Uhl“ in diesen Blättern schon eine eingehende Würdigung erfahren. Wir leiden noch immer durch eine Auslands-Überschwemmung. Neuer ist Maxim Gorki, dessen Schriften Bruno Cassirer und Richard Wöpke in guten Ausgaben verbreiten, der allgelesene Modedichter. Ich wage es, ihn langweilig zu finden. Diesen konsequenten

Naturalismus, der sorgsam jede kleine Lebensäußerung registriert und die Thatsachen nicht vom Geiste regieren läßt, haben wir doch bei uns gottlob überwunden. Warum wird er aus der Fremde wieder aufgedrängt? Bemerkenswert ist der Versuch einer schriftstellerischen Dilettantin von hohem Ruf. Zvette Guilbert hat einen Roman „Der Brettl-König“ geschrieben, der Glück und Ende eines Varieté-Helden schildert und spannende, wahrheitsstreue Ausschnitte aus dem glänzenden Glend der Brettl-Kunst bietet. Die große künstlerische Ehrlichkeit, die Zvette Guilbert auf ihrem eigentlichen Gebiete auszeichnet, findet sich auch hier.

Über die periodisch erscheinenden „Neuen deutschen Lyriker“, die Carl Busse bei Grote herausgiebt, in der Absicht, jungen Talenten zum Durchbruche zu verhelfen, bringt das vorliegende Heft eine ausführliche Besprechung des Herausgebers. Ein paar Schlußworte sollen der Litteraturgeschichte aufgespart werden. Grabbe's Werke, von Eduard Griesebach herausgegeben (Berlin, B. Behr), nachdem der Dichter in Gottschall und Blumenthal unzulängliche Editoren gefunden hat, repräsentieren sich, wie der erste Band zeigt, in sehr vornehmem Gewande. Wenig glücklich ist die im gleichen Verlage erscheinende kurze Monographie über Grabbe von Otto Rieter. Solcher wortreichen und inhaltslosen Litteraturbetrachtung stehen wir kühl gegenüber. Fleißig und sorgsam ist die Bibliographie, die Richard M. Meyer als „Grundriß der neuen deutschen Litteraturgeschichte“ bei Bondi (Berlin 1902) erscheinen läßt. Sie ist uns als wünschenswerte Ergänzung des bekannten Grundrisses von Goedeke willkommen.

Zu guter Letzt mag die Jubiläumsschrift, die Ferdinand Gregori dem siebenzigsten Geburtstag Bernhard Baumeister's widmet, (Berlin, Gose & Teplaff) Erwähnung finden. Lob oder Tadel verbieten mir der Umstand, daß sie in der Sammlung „Moderner Essays“ erschienen sind, die ich selbst herausgebe.

Dr. Hans Landsberg.



## Neue Lyrik.

Angezeigt von Martin Boelitz.

Unter zehn Lyrikbänden drei, die über das Mittelmaß hinausragen, einer, den ein Dichter mit seinem Herzblut geschrieben hat — so war die Mühe doch nicht vergebens. Dazwischen freilich viel Thorheit und Albernheit, viel Dornen und dürres Land. Es scheint für poetisch veranlagte Jünglinge besonders schwer zu sein, ehrliche Freunde zu finden, die ihnen den Rat erteilen, lieber die hundert Thaler auf einer fröhlichen Reise zu verjubeln, als damit einen Verleger glücklich zu machen. Müssen es denn unbedingt Bücher sein? Es gehört das doch weder zum guten Ton, noch ist es in diesem Leben förderlich. Aber wenn die Papierpreise um das Zehnfache stiegen, wenn jeder Vers eine Mark Staatsabgabe kostete — es würde nichts helfen.

In Paul Bender lernen wir einen anscheinend sehr gut situierten Mann kennen, der sich den Luxus leisten kann, auf 376 engbedruckten Seiten die Geheimnisse seiner Seele zu offenbaren. „Das Weltkind sprach“<sup>1)</sup> heißt sein Gedichtbuch, das sich durch eine wirklich geschmackvolle Ausstattung vorteilhaft hervorhebt. Nur lesen darf man es nicht. Alltägliche Plattheiten in grober Form; abgegriffene Massenartikel.

Auch Wilhelm Tanno ist keiner, der auf Überraschungen vorbereitet. Das geht alles so säuberlich und glatt, holder, veilchenblauer Dilettantismus. Man stolpert nie über einen schlechten Reim und erschrickt nie vor einem kühnen Gedanken. Diese „Gedichte“<sup>2)</sup> sind Reimerereien, zu deren Anfertigung es sehr billige Rezepte giebt.

Bei Edgar Reimerdes kommt noch hinzu, daß seine „Klingenden Akkorde“<sup>3)</sup> nicht einmal technische Routine verraten. Über solche Bücher kann man nicht wenig genug sagen.

Wie vornehm mutet dagegen das schlichte Bändchen „Gedichte“<sup>4)</sup> von Ernst Ludwig Wulff an! Durch alle Zeilen geht ein stilles, feines Klingeln, es liegt ein Leuchten über den Worten wie klarer Abendglanz. Wulff ist ein Meister der Zeichnung, mit ein paar Strichen hält er ein Bild, eine Stimmung fest, flüchtige Erscheinungen werden ihm zum Ereignis. Aber damit ist auch die Grenze seines Könnens gezogen, für ein größeres Gemälde reicht seine Kraft nicht aus. Dabei verwendet er dieselben Farben gar zu oft. Man hat das Gefühl, als ob diese Verse fern von der Welt in einem traulichen Winkel entstanden wären, der den Dichter aufnahm, noch ehe diesen der Kampf mit der Wirklichkeit erschütterte hatte. Es fehlen die großen Gesichtspunkte, es fehlt der Freude und dem Schmerz die tiefste Innerlichkeit. Das sind Mängel, denen andererseits wirkliche Vorzüge gegenüberstehen. Wo Wulff ein einfaches Thema

<sup>1)</sup> Verlag Richard Sattler. Braunschweig und Leipzig.

<sup>2)</sup> E. Pierson's Verlag. Dresden und Leipzig.

<sup>3)</sup> Ebenda.

<sup>4)</sup> Willgeroth & Menzel's Verlag. Wismar i. M.

aufgreift, gelingen ihm nicht selten Strophen von wunderbarer Zartheit und Lieblichkeit. Und noch eines zeichnet diese Lieder aus: sie sind rein und keusch wie Frühlingsblüten; deshalb sähe ich sie gerne in vielen Händen.

„Frühlicht“<sup>5)</sup> nennt Emil Schulze-Malkowski sein Erstlingswerk, das als Talentprobe Beachtung verdient. Eine gewisse Eintönigkeit macht sich auch bei ihm bemerkbar, die Phantasie wird nicht selten in starren Formen erdrückt. Aber es ist viel wert, wenn man einem jungen Dichter nicht den Vorwurf der Abhängigkeit zu machen braucht, und eigene Wege werden hier eingeschlagen. Es ist noch manches Unbeholfene in dem Buch, manches, was besser nicht gedruckt wäre, es finden sich aber auch Klänge, die nur aus der Seele eines Berufenen kommen können. Freilich sind das nur Anzeichen dafür, daß etwas ans Licht drängt, und der Dichter wird strenge Selbstzucht üben müssen, um das lautere Gold von den Schlacken zu befreien.

Ähnliches gilt von Richard Scheid's „Madonna“<sup>6)</sup>, aber man fühlt die stärkere Persönlichkeit, der jede Naivität fremd ist. Richard Scheid ist durch die Schule der Modernen gegangen, die sein Auge für die feinsten Farbentönungen geschärft, zugleich aber auch die Vorliebe in ihm geweckt hat, um jeden Preis „neu“ erscheinen zu wollen. Und das verleitet ihn manchmal zu Unklarheiten, die den reinen Genuß stören. Auch er ist noch kein Fertiger, sicherlich aber einer von jenen, die mit einem Fuße in der Zukunft stehen. Wer Verse schreiben kann wie „Wandlungen“ (S. 23), „Madonna“ (S. 28), der ist ein Dichter. Ich könnte noch manche Stücke aufzählen, das eigenartige, schlichte „Echo“ (S. 65), ein schönes Bild zarter Romantik, „die tote Stadt“ (S. 77) u. a. m. Hoffentlich erfüllt Scheid die Hoffnungen, die wir nach diesem Buch in ihn setzen dürfen.

Eduard Demmer's „Aus der Stille“<sup>7)</sup> übergehe ich, weil der Versband uns nichts, aber auch nichts neues sagt. Gänzlich unbedeutend sind auch Friedrich Wilhelm Rüthe's „Schaus- und Reimspiele“<sup>8)</sup>.

Schwieriger ist es, für Otto Frommel's „Flutwellen“<sup>9)</sup> das rechte Wort zu finden. Es ist eines von den Büchern, die immer nur eine kleine Gemeinde haben werden, weil sich ein feiner, schlichter Geist in ihnen auslebt, der, rein äußerlich gemessen, so wenig reizvolles bietet. Keine schimmernde Hülle, kein blendendes Feuerwerk. Es ist wahr, diese „Flutwellen“ enthalten keine neue Nuance, sie bewegen sich auf der Linie fort, die von Platen ausgehend über Geibel tief in unsere Tage führt und die nicht mit Unrecht stark in Mißkredit geraten ist; auch das ist wahr, daß uns keine Sensationen aufgetischt, keine Rätsel enthüllt werden, trotzdem aber habe ich das Buch liebgewonnen. Es steckt so viel Ehrlichkeit, so viel gerade Offenheit darin, soviel deutsche Innigkeit. Frommel glaubt, was er schreibt, es ist der Glaube jener Menschen, deren Seelen sich nicht in Zweifeln verblutet haben.

Ein stärkerer Gegensatz, als zwischen ihm und Gustav Schüler, dessen „Gedichte“<sup>10)</sup> ich mir bis zuletzt aufgespart habe, läßt sich nicht denken. Bei dem

<sup>5)</sup> Verlag Neue literarische Anstalt. Düsseldorf.

<sup>6)</sup> E. Pierson's Verlag. Dresden und Leipzig.

<sup>7)</sup> Ebenda. III. Auflage.

<sup>8)</sup> Ebenda.

<sup>9)</sup> Karl Winters Universitätsbuchhandlung. Heidelberg.

<sup>10)</sup> Verlag Renaissance. Schmargendorf-Berlin.

einen gefestigte Weltanschauung, Ruhe und zielbewußtes Voranschreiten; bei dem andern alles Revolution, kraftvolles Übersäumen, gewaltiger Trotz. Ich will mein Urteil vorweg sagen: Schüler ist ein ganz bedeutender Lyriker, dessen Kunst im Heimatboden gesunde Wurzeln geschlagen hat. Endlich wieder einer, der allen Richtungen und Schulen zum Trotz sich selbst giebt, rücksichtslos sich selbst. Wer Lust verspürt zum Krittekn, der mag hier hundert „VerstöÙe“ und „Unschönheiten“ festnageln; für mich ist dies Buch eine der frohesten Offenbarungen, welche uns die letzten Jahre auf lyrischem Gebiet geschenkt haben. Nichts Stilisirtes, nichts Gewolltes, man spürt die Gewalt, die zum Schaffen zwang. Viele der Lieder haben einen durchaus volkstümlichen Klang, eine wunderbare Naivität. Ein paar Strophen zur Probe:

Ach, fragt des Klees Blumen. (S. 59.)

Ach, fragt des Klees Blumen,  
Was er mir hat gethan . . .  
Das ist ein Lied, ein wehes,  
Sing doch mit Lachen an.

Die Nacht hat's auch in Schulden,  
War doch so schwül und schwer,  
Kost so um alle Sinne  
Wie Nixensingen her.

Mit Händen hat's gezogen,  
Die Sternlein halsen mit — —  
Hab' immer nach oben gesehen,  
Als ich so niederglitt.

Von meiner Mutter Flehen  
Wußt' ich kein einzig Wort,  
Das tranken seine Küsse  
Wie gier'ge Räuber fort.

Mein Ringlein hab' ich verloren  
Und find's wohl nimmermehr,  
Es war vom toten Vater . . .  
Mir ist zum Sterben schwer . . .

Hab' früh mit bloßen FüÙen  
Nach meinem Ring geschaut,  
Da nickten alle Blumen:  
„Gott grüÙ' Dich, bleiche Braut!“

Des Klee's zertret'ne Köpfschen  
Sah'n mich so klagend an — — —  
O Nacht und Sünde und Liebe,  
Was habt ihr mir gethan!

Ich denke, weiterer Empfehlung bedarf das Buch nicht. Geht hin und kauft es!

### Neue deutsche Lyriker.

Angezeigt von Alb. Jarneke.

Die Flut der Gedichtbücher schwillt in beängstigender Weise an. Es ist unglaublich, was in abgesetzten Zeilen gedruckt wird, was alles sich für Poesie, für Lyrik ausgiebt. Jeder unreife Jüngling, der weder etwas erlebt noch je einen eigenen Gedanken in seinem Kopfe gefunden hat, nennt sich einen Dichter, wenn ihm einmal ein Reim einfällt, ein leidlicher Vers gelingt. Und es finden sich sogar Verleger, die dem armen Dichter für Druck- und Vertriebskosten das schöne Geld aus der Tasche holen. Man kommt aus dem Kopfschütteln nicht heraus, wenn man diese neueste Dichtkunst auf den Redaktionstisch flattern sieht — „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los“ —, aber man findet glücklicherweise auch oftmals ein befreiendes Lachen, wenn das Zappeln und Schnappen nach Luft, ich meine: nach Reimen und guten Einfällen, allzu krampfhaft und possierlich ausfällt.

Indessen hat die Sache auch ihre sehr ernste Seite. Auch auf dem Gebiete der Schriftstellerei, der Dichtkunst giebt es einen unlauteren Wettbewerb, und er schädigt hier, wie überall, den ehrlichen Arbeiter. Wenn ich jeden neuen Gedichtband mit Mißtrauen betrachte, wenn es mir nicht mehr gelingen will, eine harmlose GemüÙfreudigkeit zu der Lektüre mitzubringen, sondern eher zu kritisch als zu vertrauensfelig gestimmt bin, so muß natürlich der echte Dichter darunter leiden. Und wenn das urteilslose Publikum, durch vielfache Hereinfälle und schmerzliche Enttäuschungen gewisigt, kein lyrisches Buch mehr kauft, es sei denn, daß es mit einem besonderen Aufwande von Pauken und Trompeten ihm aufgedrängt wird, so muß der wahre Dichter unter diesen Zuständen noch viel bitterer leiden, denn er wird in jedem Falle die laute Reklame weder vertragen noch finden, und sein Buch wird leicht der Vergessenheit anheimfallen.

Von diesen Gesichtspunkten aus begrüÙe ich auf's freudigste den Gedanken der bekannten Berliner Verlagsbuchhandlung von G. Grote, unter dem Titel „Neue Deutsche Lyriker“ eine Sammlung von selbständigen, in sich abgeschlossenen Gedichtbüchern herauszugeben, denen man von vornherein mit dem besten Vertrauen entgegensehen kann. — Bekanntlich ist es um die Lyrik ganz eigenartig bestellt. Hier vor allem muß man sich auf das Urteil maßgebender und ehrlicher Personen verlassen, und manch ein Liebhaber der deutschen Litteratur wäre froh, wenn er über jedes ihm angepriesene Buch ein sachverständiges Urteil erfahren könnte. Die Ver-

lagshandlung hat einen Kritiker für diese neue Sammlung gefunden, der auch unseren Lesern als ein durchaus sachverständiger Mann bekannt ist, als ein Kritiker, auf dessen Urteil die litterarische Welt mit Recht hört: Karl Busse. Die lyrischen Dichter freilich nennen seinen Namen ebenso häufig mit Ärger wie mit Zittern, denn er ist als ein unerbittlicher Rezensent bekannt, der schon mancher falschberühmten Größe höflich, aber unbarmherzig den Gnadenstoß versetzt hat; aber grade deshalb, weil sein Urteil unbestechlich ist und weil er als Sachverständiger über jeden Zweifel erhaben ist, vertrauen die Liebhaber deutscher Dichtung mit Freuden seiner Führung. Man braucht nicht in jedem Falle sein Urteil zu unterschreiben, aber man muß in jedem Falle sein Urteil als ein sehr gewichtiges in die Waagschale werfen.

Karl Busse leitet das neue Unternehmen mit folgenden kurzen Sätzen ein: „Die mit dem vorliegenden Bande einsetzende kleine Sammlung von bedeutsamen neuen Gedichtbüchern — in ihrer Art wohl die erste — verfolgt einen doppelten Zweck. Vor allem will sie jungen und starken Talenten nach Möglichkeit freie Bahn schaffen und ihnen die schweren Mühen und oft bitteren Opfer ersparen, mit denen sich die meisten den Weg in die Öffentlichkeit erkämpfen müssen. Sie will des ferneren auch den Freunden deutscher Poesie Halt und Anhalt geben, indem sie aus der verwirrenden Fülle der Erscheinungen wenige auserwählte heraushebt. An keine Zeit und Zahl gebunden, wird diese Sammlung nur in sich abgeschlossene Werke enthalten und ihre jeweilige Fortsetzung immer nur dann finden, wenn bedeutende Talente dazu Veranlassung geben. Mögen günstige Gestirne auch über diesem Vorhaben stehen, daß es seinen Zweck erfülle und der deutschen Lyrik zum Segen gereiche!“

Ob der erste Band der neuen Sammlung zweckmäßig diese Anschauungen des Herausgebers bestätigt, ist mir zweifelhaft. Alfons Paquet ist ein schwer einzurangierender Geist, und es ist wohl nicht allein auf Rechnung seiner 21 Jahre zu setzen, daß es in ihm braust und wühlt. Busse sagt: „Er gehört zu den schwer abzuschätzenden Poeten, aus denen alles werden kann.“ Gewiß ist er ein Dichter, nicht nur ein Virtuose. Man höre nur die tiefen und schönen Verse:

Was wird's sein . . .

„Was wird's sein, betrübte Seele,  
Trauerst, daß Dein Abend naht?  
Daß die Dämmerung Dir verhehle  
Deinen guten Gang und Pfad?“

Legt der Abend auch so stille  
Schleier über Zeit und Ort,  
Nimmt er doch dieselbe Hülle  
Von der Sterne Klarheit fort.“

Und man nehme dazu das Gedicht: „Der Schiffbrüchige“, in welchem Karl Busse den Geist Goethes wiederfindet:

„Entronnen aus der Wetter Eile,  
Der großen Brandung zugewandt,  
Erfasß ich schon die starken Seile,  
Die mich hinüberziehn zuland.  
Ich grüße bang der Firnen Schein.  
Ich glitt im Spiel der Tag' und Nächte,  
Ich soll ins Reich der Feiernächte  
Für immer nun gerettet sein?“

So stranden meine kühnen Riele,  
Der Stolz der Masten ist gefällt.  
Doch sagt mir nicht, ich sei am Ziele,  
Wo nur das Fahrzeug mir zerschellt.  
Den Kampferschöpften nehmt ihr auf  
Und mahnt ihn zu geduld'gen Jahren,  
Bis er von neuem werde fahren  
Und folgen seiner Sterne Lauf.“

Aber neben diesen Schönheiten findet sich manches, was den Leser abstößt. Die Dichtkunst Paquets ist eine Gedankenlyrik; er drängt oft so viele und so tiefe Gedanken in wenige Worte zusammen, daß die Verständlichkeit darunter leidet. Es ist ja an sich kein Fehler, daß seine Gedichte viel Nachdenken erfordern; sie sind eben nicht zum Ausfüllen einer müßigen Stunde da, man kann sie nicht leicht hin im Vorübergehen genießen. Aber die Gefahr liegt allzumehr, daß die Verse unverständlich werden. Ich habe mich z. B. vergeblich bemüht, den Sinn folgenden Gedichts zu ergründen:

Keine Sorge.

„Und diese Hand, und dieser Bogen  
Erwarb mir Ruhm und goldnes Glück.  
Und diese Hand, und dieser Bogen  
Führt mich zu tiefer Lust zurück.  
Und diese Töne, vieles Sehnen,  
Sie sind mir innerstes Gebot.  
Ich fühle Schmerz und Wonnethränen,  
Ich bin allein und weiß von keiner Not.“

An dieser Stelle sind auch die Beschwerden über seltsame und ungeleitete Ausdrücke anzubringen. Auf S. 72 spricht der Dichter von einem „tauben Vertrauen“, S. 76 von einem „löwensichern Maulbewegen“, S. 88: „Wahrmenschliche Tugend kreist in des Wortes Enge nicht“.

So ist wenig Gefälliges, Einschmeichelndes in diesem Gedichtbände, und ich fürchte, das Buch wird spurlos an der Leserswelt vorübergehen. Es entspricht durchaus dem wuchtigen, gedankentiefen Charakter des Dichters, daß er kein Liebeslied

singt; es ist ihm nicht gegeben, leicht und melodios seine Verse hinauszusingen, sein Schritt ist vielmehr ernst und gemessen. In einigen Stellen versucht er, heitere, neckische Töne anzuschlagen; aber der harmlose Scherz will ihm nicht gelingen, immer wieder blickt das ernste Gesicht hindurch, so im „Grablied der Lumpen“, „Vor der Synagoge“, in dem seltsamen, halb komischen, halb schauerlichen „Laliala oder das Teufelsfressen“, während „Der geneckte Faun“ am ersten einen harmonischen Eindruck macht.

Am Ende des Bandes findet sich ein Abschnitt „Gefänge“. In ihnen bietet sich vielleicht eine Lösung der dichterischen Probleme dieser Künstlerseele. Auch hier findet sich neben viel Tiefem und Schönen manches Unfertige, aber im allgemeinen zeichnen die „Gefänge“ am deutlichsten die Gedankenwelt des Dichters. Seine Weltanschauung ist ein trostloser Pessimismus, der in seiner Art etwas Grandioses an sich hat.

„Was schaust Du beharrlich gen Himmel und suchst die Götter?  
Auf seines Mittags samtener Decke  
Wirfst Du nimmer ein Zeichen erseh'n.  
Kein Zeichen leuchtet mit flackernden Sternen  
Dir aus der Dämmerung auf . . . . .  
Sei nur still! Auch Andre als Du, Geringer,  
Verbrennen sich selbst, um erleuchtet zu sein.  
Warte nur.  
Wart' auf Dein Grab, o Du Lehmgewurt.  
Dann sieh zu, ob Du auferstehn wirst!“

Das schöne Gedicht „Müde dieser Welt“ schließt mit den Worten:

„Fern ist die Stärke des himmlischen Lichts,  
Näher ist immer ohnmächtige Sehnsucht.  
Nie erreichen wir ewig Sonne und Sterne.  
Wohl uns, aber ins schweigende Reich  
Ist's nur ein gleitender Schritt.“

Ungemein bezeichnend für die religiöse Stellung des Dichters, die ich einen pessimistischen Pantheismus nennen möchte, sind die Worte, mit denen er Gott zu schildern sucht.

„Wie das Feuer in dieser Erdenkugel  
Brennt er in mir und ringt doch immer vergebens  
Durch die eigene Schaum-Kruste nach außen.  
Er trägt mich, ich fahre auf ihm  
Wie die Barke, die über des Meeres Gefahren hineinilt  
Unter der Winde Gewalt, mit des Dampfes  
Wellenspaltendem Fortdrang.  
Ich schaukle auf ihm und gehe nicht unter.“

Das schließliche Urteil kann nach diesen Proben nicht empfehlend lauten. Karl Busse freilich, der sich überaus vorsichtig und zurückhaltend äußert, jagt am Schlusse seiner Einleitung: „Das Buch ist zu reich, als daß man es mit einem Male sich zu eigen machen könnte. Sollte ich darin irren, so wird die Zeit mein Urteil korrigieren. Nur sie kann lehren, ob es wirklich ein Adler ist, der hier zum ersten Male seine Schwingen prüft“, und ich maße mir nicht an, mein persönliches Urteil diesen vorsichtigen Worten entgegenzustellen. Aber weder die Weltanschauung des Dichters kann meinen Beifall finden, noch kann sein wuchtiges Auftreten in einem lyrischen Buche mich erfreuen. Immerhin will ich zum Schluß gern wiederholen, daß hier ein Dichter, ein geistvoller Mann zu uns redet, und will daher mit zwei Proben Abschied von ihm nehmen, die meinen vollen Beifall haben. Das eine ist ein Gedicht im Tone des Mathias Claudius und lautet:

Nachtlied.

„So bricht die ernste Nacht herein.  
Der Wald verfinstert sich.  
Wo ist des Himmels gläher Schein,  
Der ihn so sanft durchstrich?“

Ich trete vor mein dunkel Haus  
Bis an des Gartens Zaun,  
Seh nach des Westens Hügeln aus  
Und trage bitter Gram.

Es geht ein Odem zu mir her  
Wohl durch die kühle Luft,  
Als ob's der Mutter Stimme wär,  
Die meinen Namen ruft.“

Das andere eröffnet vielleicht einen Ausblick und Aufblick:

„Wohin ich jetzt sehe,  
Ist hell lichter Tag.  
Den Weg, den ich gehe,  
Geht keiner mir nach.“

Ihr Weinenden glaubet,  
Ich steige ins Grab.  
Ich leg' mein bestaubet  
Gewande nur ab.

Mein Gott, der ist stille  
Und läßt mich zur Ruh,  
Doch mißt mir sein Wille  
Viel Freuden noch zu.

Ja wenn mich im Dunkel  
Eu'r Auge verlor,  
Ich bin zum Gefunkel  
Der Himmel empor."

Einen in allen Beziehungen anderen Eindruck macht das zweite Bändchen der Sammlung, welches die Gedichte von Adolf Holst unter dem Titel „Sternschnuppen“ enthält. Adolf Holst ist den aufmerksamen Lesern der „Monatsblätter“ kein Fremder; in unserer Zeitschrift hat er sich die ersten Sporen verdient, und hier hat er die erste Aufmunterung zum Weiterschaffen erhalten. Aber wer die Beiträge Adolf Holst's aus den früheren Jahrgängen kennt, wird doch staunen, wenn er dieses Gedichtbuch in die Hand nimmt, staunen über die Fülle des Wohlklangs, den Schwung der Sprache, die eigenartige Gedankenwelt, in welcher sich dieser Dichter mit einer verblüffenden Sicherheit bewegt. Ich gebe von vornherein zu: an Tiefe und Reichtum der Gedanken reicht er längst nicht an Alfons Paquet heran; aber das, was das Wesen der Lyrik ausmacht und was man allein in einem lyrischen Gedichtbuche sucht, findet man hier in reicher Fülle, in berückender Schönheit. Es ist das Singende und Klingende, das Fröhliche und Ungezwungene, frei aus dem vollen Herzen Herausströmende und den Leser und Hörer mit sieghafter Gewalt in seinen Gedankenkreis Zwingende, es ist die Gottesgabe, die dem wahren Dichter frei in den Schoß fällt, während der handwerksmäßige Versemacher trotz allen Schweißes das Geheimnis nie ergründet. Adolf Holst ist ein Geiger, ein Spielmann, dem die Worte wie von selbst zu Musik werden und zu klingenden Reimen sich fügen.

„Was mögen denn nur Reime sein?“  
Hebt Bübchen an zu fragen;  
Ach, Herzchen, bist wohl noch zu klein,  
Gieb acht, ich will Dir's sagen:  
's sind blitzblanke Nägelein,  
Goldköpfchen obendrauf,  
Dran hängt der Meister Verseschmied  
Sich lauter bunte Bilder auf."

Lauter bunte Bilder! Bald kichern sie hell und schmeichelnd, bald schluchzen sie leise, bald reden sie heiß von einer weinenden Sehnsucht, bald springen sie keck ins Leben hinein, sehen schelmisch den Mädchen unter den Hut und neigen sich liebevoll zu Blumen und Kindern.

Ein ganzer Abschnitt des Buches führt den Titel „Lumpengesindel“; in Assunta's „Iren Liedern“ spricht ahnungsvoll ein tiefer, wehmütiger Schmerz; laut lachend jubeln die Prinzenlieder. Frech und fromm pfeift dieser Spielmann sogar durch die Gassen des himmlischen Jerusalem; da tanzen die Englein, da reden Gottvater und Jesus und Maria mit menschlichen Zungen. Aber bei näherem Zusehen findet man auch in diesen Liedern eine reine, heilige Ehrfurcht vor dem Göttlichen. „All' meine Freuden schenkt' ich gern, Wär' ich ein Fruchtbaum im Garten des Herrn."

„Sternschnuppen“ hat der Dichter seine Sammlung genannt, und das Wort hat einen tiefen Sinn. Er erklärt es selbst in scherzhafter Weise, wenn er von den Englein spricht, die fröhlich im Himmel miteinander tanzen und dabei den Schuh verlieren.

„Rutsch! Verliert so'n Engelspüppchen  
Weh! sein Schühchen, goldgeschmückt;  
Sehnsuchtschwer als Sternenschnüppchen  
Ist es durch die Welt geblüht."

Eine feinere und reinere, dabei tief ergreifende Erklärung giebt das folgende Gedicht, zugleich eins der schönsten, welche das Buch enthält:

„Ein Sternlein blüht am Himmelzelt,  
Das funkelt freudig durch die Welt, —  
Wer hat es wohl dahingestellt?

Und wer soll wohl das Sternlein sein?  
Ein Engelkrönchen, goldenrein?  
Ein zitternd Himmelschlüßlein?

Es ist ein Lämpchen „Lisch nicht aus“,  
Das hängt mein süßer Schatz heraus  
Zur Himmelsthür an Gottes Haus.

Und läßt es flackern hell im Wind,  
Damit ich durch die Nacht der Sünd'  
Mich heim zu Gott nach Hause find'."

Je eingehender man überhaupt die Gedichte von Adolf Holst studiert, desto tiefere Schönheiten thun sich auf. Man behält wohl eine herzliche Freude an den heiteren, übermütigen Spielmannsliedern, aber allmählich wendet sich doch die innigere Teilnahme den ernstern Gedichten zu, die der echten deutschen Sehnsucht entfloßen sind. Wie herzlich und zugleich wie ernst und erschütternd wirkt der kurze Vers:

Reue.

„Meine Mutter trägt Schnee im Haar,  
Dichter und weißer von Jahr zu Jahr,  
Einen ganzen Winter gebreitet.  
Mich friert, wenn ich den Schimmer seh', —  
Kam er vielleicht von all' dem Weh,  
Das ich ihr bitter bereitet?"

Wie herzzugewinnend singt der Dichter von seinem Mütterchen im Himmel:

„Kleine Englein kommen jede Nacht,  
Spielen mit meiner Mutter,  
Bis sie erwacht . . . . .  
Läutet auch ihr einst die Glocke  
An Gottes Thor:

Krauslockige Engelbuben  
Stützen sie schwebend empor,  
Heben sie hoch und jauchzen rings um sie her;  
Ach, wer doch auch mit darunter wär!  
Süßvermess'ner Gedanke, nicht zu sagen:  
Die eigene Mutter ins Paradies zu tragen!" . . . . .

Nun steht sein Mütterchen verschüchtert an der Himmelsthür:

„Möchte wohl gern hinein —  
Und doch auch wieder zurück;  
Zupft sich die Falten am himmlischen Unschuldskleid,  
Starret verlegen in alle die Cherubsherrlichkeit:  
Ach Gott, trau' mich da gar nicht hinein —!  
„Und trägst doch so einen schönen Heiligenschein?“  
O Du, das hat der Poet, der lose Schlingel gethan! . . .“

Aber die Krone all' seiner Lieder, ein wahres Schmuckstück ist doch das Gedicht „Gestorben“, das ich hier unverkürzt mitteile mit dem Wunsche, daß meine Leser die wunderbare Schönheit desselben ganz auf sich wirken lassen möchten.

Gestorben.

Die heiligen Engel haben mich bei Gott verklagt:  
„Sein Lieb sei schöner, hat der Knabe gesagt,  
Als alle Engel schöner um Gottes Stuhl und Altar,  
Viel heiliger und reiner denn der Erlösten Schar,  
Schwarzlockig und süß wie die Gottesmutter Marie,  
So rein und heilig und tausendmal schöner als sie!“  
Da ward eine große Stille, eine Stille zornatmend und bang,  
Darein die Stimme Gottes durch sieben Himmel erklang;  
Über die Dächer Zions, über's krystall'ne Meer  
Kauschte da Gottes Stimme: „Führet das Mägdelein her!“

Das war eine wolkenverhängte, blütenduftige Nacht,  
Da haben sie zwei Englein zur Himmelsthür gebracht.  
Sie ging in bloßen Füßen, in ihrem Rabenhaar  
Verfingen sich alle Sterne goldknisternd, Paar um Paar;  
Und all' die Blätter vom Baume des Lebens, der säuselnd steht,  
Hingen im Schnee ihres Nackens, purpurn herübergeweht.  
Doch als sie selig geneigt die klingenden Gassen durchschritt,  
Neigten sich alle Engel und alle Heiligen mit.  
Und Gottmutter Maria neigte sich lächelnd zum Christ:  
„Sieh, wie holdseligen Herzens, ach — und wie schön sie ist!“  
Vor Gottes Thronstufen knieete sie weinend hin:  
„Herzliebster Jesu, daß ich nun bei Dir bin!“

Und Gott sprach: „Weil Du so demütig rein,  
Sollst Du von Stund an ein Engel in Eden sein.  
Friede mit Dir! Und da Du so demütig schön,  
Magst an der Stiege des Himmels als Engel der Sehnsucht Du stehn.“  
Und Engel und Erzengel grüßten sie küssend: „Vergieb!  
Ehre sei Gott in der Höhe! Siehe, wir haben Dich lieb.“

Ich aber weiß, warum zu jedweder Frist  
Mir so weh, so weh nach dem Himmelreich ist.

Wer solche Gedanken in seinem Herzen findet und sie in so unvergleichlich schöner Weise anzusprechen weiß, der ist ein Dichter von Gottes Gnaden.

## Neue Bücher.

**Altdeutscher Humor. Beiträge zur Kenntnis der älteren deutschen Litteratur** — so betitelt sich das neueste, in dem rührigen Verlage von A. Hofmann & Co. in Berlin erschienene Werk (Preis 3 M.) des überaus fleißigen Prof. Dr. Anton Dorn in Chemnitz, des weitbekannten Dichters und Schriftstellers. Was Dorn bringt, ist gut und zweckmäßig; er schreibt nicht, nur um zu schreiben. So ist es auch nicht schlecht gewählt, das Publikum in unserer Zeit, ach, so ernsten Zeit an den Born frischsprudelnden, kernigen, natürlichen, echt altdeutschen Humors zu führen und es mit dessen Gaben zu bewirten. Viel gesunder Geist steckt in den von Dorn ausgewählten Gaben, ein Geist, den wir auch in unserer Zeit wirken lassen möchten, wo alles Denken und Empfinden so verschroben und „verjugendlicht“ ist. Lernet wieder altdeutsches Wesen und Leben, altdeutschen Humor, ihr blasierten Übermenschen!

Der eigentlichen Sammlung aus dem reichen Schatz altdeutschen Humors schiebt Dorn eine interessante Einleitung voraus, in welcher er auf zwanzig Seiten im allgemeinen vom Humor in der alten deutschen Litteratur handelt, und ich muß sagen, ich habe mit gesteigerter Aufmerksamkeit seine Ausführungen verfolgt.

Der Übersichtlichkeit halber und der jeweiligen Charakteristik wegen gliedert der Herausgeber diese Litteraturwerke in fünf Abteilungen: Novellen, Schwänke, Volksbücher, Fastnachtspiele und Volkslieder. Zu jeder dieser Abteilungen giebt er kultur- und litteraturhistorische Ausführungen, die ganz bedeutend zum Verständnis beitragen. Das Volkslied ist meines Erachtens nach etwas stiefmütterlich behandelt worden. Noch bemerke ich, daß Dorn es sich keineswegs bei der Zusammenstellung ganz leicht gemacht hat, wie es den Anschein haben könnte; er hat vielmehr alle die Proben, die er der mittelhochdeutschen Litteratur entnommen, selbst ins hochdeutsche übersetzt, aber so, daß der Wortlaut und vor allem charakteristische Ausdrücke und Wendungen beibehalten wurden.

Was endlich das Rohe und Unflätige in solchen mittelalterlichen Humorwerken betrifft, so braucht auch die feinsüßendste Leserin nicht besorgt zu sein; Dorn hat taktvoll vermieden, ohne daß der charakteristische Hauch verwischt wurde, was unseren mittelalterlichen Borektern in ihrer Naivität als etwas durchaus Natürliches erschien und vor dem sie sich kein Blatt vor den Mund nahmen. Man muß immer bedenken, daß zum rechten Verständnis dieser Litteraturgaben das gehört, was Dorn zu Anfang seines Werkes über den alten deutschen Humor gesagt: „Er muß aus seiner Zeit heraus erfaßt und beurteilt werden.“

Ich wünsche, daß alle Leser der „Monatsblätter“ zu Anton Dorns „Altdeutschem Humor“ greifen möchten, sie können sich versichert halten, daß sie sich an den humorvollen Gaben der Alten erfreuen und dem Herausgeber für seine fleißige Arbeit aufrichtigen Dank zollen werden.

**Die Vergessenen. Schauspiel in vier Akten von Armand Brody.** Eberswalde. Verlag Jung-Deutschland (S. Dyck). 1901. 2 M.

Das Schauspiel zeigt eine über das Mittelmaß sich erhebende Begabung für dramatischen Aufbau und die Fähigkeit, Typen lebenskräftig hinzustellen. In der großen Fabrik eines reichen Flachsfabrikanten bricht ein Strike aus, der für die Arbeiter ungünstig verläuft, welche, nach nutzlosem Widerstand gedemütigt und müde gemacht,

wieder um neue Beschäftigung bitten. — Der erste Akt führt geschickt und anschaulich in die armseligen Arbeiterverhältnisse ein. Nur leise dämmert der Gedanke an Strike auf. Dieser kommt erst im nächsten Akt zustande. Reich an interessanten Momenten und gedanklichem Inhalt ist der dritte Akt. Ein Arbeiter, Schmidt, sucht zwischen seinen Genossen und dem Fabrikbesitzer zu vermitteln. Hier stoßen nun die Welt- und Lebensanschauungen dieser begabten Männer (der Hauptpersonen des Stückes), die jeder in seiner Weise für die Rechte ihres Standes eintreten, hart aufeinander. Mit Spannung folgt man trotz der ungeschickten Führung des Dialogs den geistreichen Auseinandersetzungen dieser Männer, bei denen man aber doch oft den Eindruck nicht los wird, daß sie allzusehr als Verkörperungen von (oft sehr grotesken) Ideen erscheinen, die sich jedoch nicht zu warm fühlenden Menschen verdichtet haben, die uns ihr Innerstes, Persönlichstes zeigen. Manches ist hier noch zu abstrakt und gezwungen. Gut gelungen sind dagegen überall die Massenszenen mit ihrer Darstellung der wichtigen Instinkte und des gewaltig lodernen Zornes der Streikenden. — Schmidt ist ein unklarer Idealist. Er will im Bunde mit seinen Freunden, deren Strike er organisiert und leitet, für diese zwar bessere Lohnverhältnisse herbeiführen, doch dies nur als die unentbehrliche Voraussetzung zu hohem Bildungstreben und Ringen nach Geistesveredelung. Er nimmt als selbstverständlich an, daß seine Genossen von dem gleichen hohen, sittlichen Streben durchdrungen sind. Diesem Optimismus setzt der Fabrikherr leichte Fronie und bitteren Spott entgegen. Er verharret dabei, den Arbeitern keinen höheren Lohn bewilligen zu wollen. Hier setzt nun ein tragisches Moment ein, das leider nicht genug vertieft ist. Schmidt läßt sich schließlich so weit hinreißen, daß er den Unbarmherzigen niederstößt. Der Sterbende ruft ihm zu: „Auch Sie sind gerichtet!“ — Ja, Schmidt ist nun wirklich innerlich gebrochen, der Tod des Fabrikbesitzers ist nur das allgemeine Signal zur Entfesselung der niedrigsten Instinkte der rohen Menge, schnell macht sie sich daran, die verwaiste Villa auszurauben. Schmidt sieht sich getäuscht, er hat an das Gros der Arbeiter zu hohe Anforderungen gestellt und sie sittlich zu hoch eingeschätzt, seinem idealen Gedankenflug wird dieser lärmende, ausgelassene Volkshaufe nie folgen können. Voller Verachtung ruft er den Blündernden zu: „Ihr seid keine Menschen!“ — Niemand hört auf ihn. Nur ein junger Mensch herrscht ihn frech an: „Maul halten, — Mörder!“ — Er, der geistig so hoch über seinen Genossen steht, muß jetzt hören, wie diese sich mit Abscheu von ihm wenden, der sich in allzu heißem Eifer für das Gute, für ihr Wohl zu der Blutthat hinreißen ließ. Der Mörder stellt sich der Staatsanwaltschaft. — Der vierte Akt fällt ab und wird nur durch die prächtig hingestellte Figur des jungen Neffen des ermordeten Fabrikbesitzers, der nun die Fabrik übernimmt, erträglich. Dieser müde, erbärmliche, defakente Genußmensch wird sicher durch die diskrete, leise Fronie der Charakterzeichnung eine treffliche Bühnenvirkung abgeben. Das Stück endet mit einem schrillen Mißton: wie es den Arbeitern, die wieder die gewohnte Beschäftigung aufnehmen, nachdem der Strike im Sande verlaufen ist, unter dem neuen jungen Fabrikherrn gehen wird, ist leicht zu erraten. Das alte Lied beginnt von neuem. Der Strike hat, wie man nach der Anlage des Schauspiels kaum erwartet, keinen Nutzen gehabt.

W. G. Becker.

## Dies und das.

Über die „Berliner Ränge“ fällt Karl Schneidt folgendes bitterböse, aber nicht ungerechte Urteil: „Die Rohheit des sprachlichen Ausdrucks, die Plumpheit der Erfindung, die Banalität des gedanklichen Inhalts und das erstaunlich niedrige Bildungsniveau dieser Bücher lassen sie so recht geeignet erscheinen, von einem gewissen Lesepöbel als bevorzugtes Geistesfutter mit Bier verschlungen zu werden.“

Die Hamburger Wochenschrift „Der Lotse“ stellt nach fast zweijährigem Bestehen wegen finanzieller Schwierigkeiten sein Erscheinen ein. Wir bedauern das lebhaft, denn wenn unsere Anschauungen und Urteile in vielen Punkten auch meilenweit auseinander gingen, so haben wir in dem „Lotesen“ doch immer den ehrlichen Kämpfer geschätzt, der in seiner Weise unerschrocken und tapfer für seine Ideale eintrat. — Woraan liegt es, daß diese Wochenschrift so unüberwindliche Hindernisse fand? Karl Busse erzählt im letzten Hefte des „Litterarischen Echo“ sehr interessant von seinen persönlichen Erfahrungen betreffs der Käufer von lyrischen Büchern. Sein Verleger hat ihm einmal eine Aufstellung gegeben, wohin die Exemplare einer verkauften Auflage seiner „Gedichte“ gegangen seien. Da stand Berlin an der Spitze, dann folgten fast der Reihe nach alle deutschen Universitätsstädte; ganz zuletzt, mit Nestern von zehntausend Einwohnern zusammen, rangierte — Hamburg. Also nicht der Reichtum an Mammon, sondern an Idealismus fördert und hält ideale Unternehmungen. Sollte daraus auch der Mißerfolg des „Lotesen“ zu erklären sein?

Einem sehr ansprechenden Gedanken ist die „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung“ entsprungen, welche soeben einen Aufruf an das deutsche Volk erläßt. Als erster Vorsitzender zeichnet Hans Hoffmann, als Kassenwart Dr. Ernst Schulze in Hamburg. Man will das Gedächtnis unserer großen Dichter dadurch ehren, daß man Jahr für Jahr unsere Volksbibliotheken, insbesondere auf dem Lande und in kleineren Städten, mit den Meisterwerken der Litteratur versorgt und auch deren sonstige Verbreitung durch Herstellung gut ausgestatteter, billiger Ausgaben fördert. Dazu sind natürlich erhebliche Geldmittel erforderlich, aber mit Recht weist der Aufruf darauf hin, daß es unvergleichlich zweckmäßiger wäre, die Kapitalien, welche für ein steinernes Dichterdenkmal aufgebracht werden, für diesen Zweck zu verwenden und dadurch ein wahrhaft lebendiges Denkmal zu stiften.

Im Verlage von Justus Perthes in Gotha erscheint soeben das erste Heft einer neuen Zeitschrift mit dem Titel „Deutsche Erde. Beiträge zur Kenntnis deutschen Volkstums allerorten und allerzeiten“. Diese Zeitschrift, welche jährlich in sechs Heften mit Kartenbeilagen zum Preise von 6 M. erscheinen soll, macht sich zur Aufgabe die Zusammenstellung aller auf dem Gebiete der Anthropologie und Völkerkunde, Geschichts- und Sprachforschung, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte zc. erscheinenden Arbeiten über die Fortschritte der Erforschung deutschen Volkstums, will also einen neuen Wissenschaftszweig, die Deutschkunde, einführen.

Leo Tolstoi war vom russischen Synod exkommuniziert worden unter der Anschuldigung, er habe „in der Verblendung seines hoffärtigen Geistes sich frech erhoben gegen den Herrn und seinen Christ“, und hatte sich darauf mit der Schrift „Der Sinn des Lebens“ verteidigt. Eine in Leipzig erschienene Übersetzung dieser Verteidigungsschrift wurde von der Leipziger Staatsanwaltschaft auf Grund des Gotteslästerungs-Paragrafen beschlagnahmt. Zugleich wurde gegen Herausgeber und Verleger die Klage wegen Gotteslästerung und Beschimpfung kirchlicher Einrichtungen erhoben. Unser Urteil über dieses Vorgehen möchten wir vorläufig noch nicht aussprechen.

Anläßlich der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft wurde am 24. Mai im Hoftheater zu Weimar Goethes „Triumph der Empfindsamkeit“ aufgeführt. Es scheint, als ob die Theaterleitung große Fehler gemacht habe, auf deren Rechnung vor allem der Mißerfolg zu setzen sein möchte.

Franz Schütte aus Bremen, der Hauptleiter der deutsch-amerikanischen Petroleumgesellschaft, gründete aus Anlaß seiner silbernen Hochzeit eine „Schiller-Stiftung“ von 100.000 M. Die Zinsen sollen dazu verwendet werden, Volksschülern den unentgeltlichen Besuch klassischer Theaterstücke zu ermöglichen.

Am 24. Mai wurde in Linz ein Denkmal für Adalbert Stifter, den Dichter des Böhmerwaldes, enthüllt. Auch die Heimatgemeinde des Dichters, Oberplan, will nun ihrem Sohne ein Denkmal setzen, das zum 100. Geburtstag Stifters, im Jahr 1905, enthüllt werden soll.

Am 9. Mai, dem Todestage Schillers, starb Julius Grosse, nachdem er am 25. April seinen 74. Geburtstag hatte feiern können. Grosse ist nie ein Stürmer gewesen, ist auch nicht auf dem lauten Markte gestanden; aber seine weichen Gefänge und die feine Liebenswürdigkeit seines Wesens sichern ihm ein treues Gedenken in vielen empfänglichen Herzen. Seit 1870 war er Generalsekretär der Schiller-Stiftung.

Die „Freie Vereinigung rheinischer Litteraturfreunde“ beabsichtigt die Herausgabe einer umfangreichen Anthologie und bittet rheinische Schriftsteller um Übersendung von Originalbeiträgen bzw. bereits gedruckten Werken bis spätestens 15. August an die Adresse des Herrn Emil Schulze-Malkowsky, Düsseldorf, Kirchfeldstraße 55 I. Die Angabe genauer biographischer Notizen ist dringend erwünscht.



Bis zum 15. Juni sind bei der Schriftleitung folgende Bücher eingegangen  
(Eine Besprechung bleibt vorbehalten):

- Ottokar Stauf v. d. March, Der tolle Stuart. Lustspiel in vier Aufzügen. 75 S. geh. 1 M. Wien 8, Selbstverlag.
- Christian Petzet, Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850. Erste Lieferung. 98 S. geh. 1,80 M. München, J. F. Lehmann.
- Friedrich Dufmeyer, Die Deutschen in Tolstois Schilderung. 14 S. geh. 50 Pf. München, A. C. Staegmeyer.
- Hermann Neumann, Saul. Ein Epos. 91 S. geh. 1,50 M. Leipzig, Johs. Cotta Nachf.
- Ph. Daab, Sonnenwende. Gedichte. 131 S. geh. Darmstadt, Johs. Wais.
- Leopold Ripcke, Balders Tod. Götterdrama in 5 Akten. 71 S. geh. Schwerin, Ed. Herberger.
- Gustav Falke, Putzi. Märchen-Komödie in 5 Akten. 112 S. geh. 1,50 M. geh. 2,50 M. Hamburg, Alfred Janssen.
- Karl Klinge, Aus 'nem Ruffatelgebirge. Schlesische Gedichte. 43 S. geh. 50 Pf. Friedland i. B., Verlag des Rübzahl.
- Otto Ernst, Kartäusergeschichten. Novellen und Skizzen. 226 S. geh. 2,50 M. geh. 3,50 M. Leipzig, F. Staackmann.
- Verzweifelt. Geschichte eines Theologie-Studierenden. 95 S. geh. Dresden, R. v. Grumbkow.
- Maurice Maeterlinck, Der begrabene Tempel. 230 S. geh. 4,50 M. geh. 5,50 M. Leipzig, Eugen Diederichs.
- Maurice Maeterlinck, Pelleas und Melisande. 88 S. geh. 3 M. geh. 4 M. Leipzig, Eugen Diederichs.
- Arthur Bonus, Religion als Schöpfung. Erwägungen über die religiöse Krisis. 63 S. geh. 1,50 M. Leipzig, Eugen Diederichs.

### Zeitschriftenchau.

- Allegorie.** Von Friß Wolff. Lotse. 34.
- Altenberg, Peter.** Von Paul Wiegler. Litterar. Echo. 17.
- Ballade, Die deutsche.** Von Hans Benzmann. Litterar. Echo. 17.
- Berliner Blau.** Von Karl M. Klob. Neue Bahnen. 12.
- Björnsons Laboremus.** Von Sven Lange. Lotse. 35.
- Böcklins künstlerischer Nachlaß.** Von Gustav Schiesler. Lotse. 33.
- Decadence.** Von Roland Hammer. Neue Bahnen. 11. 12.
- Droste, Annette von.** Von Karl Hans Strobl. Lotse. 35.
- Episches, Didaktisches und Gemischtes.** Von Ad. Brieger. Internat. Litteraturberichte. 11.
- Fleißchen, Caesar.** Von Hans Benzmann. Deutsche Heimat. 36.
- Frauenlitteratur, Allerhand.** Von Otto Stoeßl. Wage. 21.
- Freitag, Gustav, als Essayist.** Von Ludwig Geiger. Litterar. Echo. 18.
- Göttinger Musenalmanach.** Von Alfred Böhme. Lotse. 37.
- Große, Julius.** Von Hans v. Basedow. Internat. Litteraturberichte. 11.
- Gollaender, Felix.** Von Hans Ostwald. Nord und Süd. 303.
- Klinger's Beethoven.** Von Gustav Nakenhöfer. Wage. 22.
- Klinger's Beethoven in Berlin und Wien.** Von Wilh. Spohr. Ernstes Wollen. 65. 66.
- Kritik, Zum Wesen der.** Von Rich. Schaukal. Magazin für Litteratur. 21.
- Kritische Spaziergänge.** Von G. A. Erdmann. Internat. Litteraturberichte. 11.
- Kunstpflege, Ländliche.** Von Rob. Melke. Deutsche Heimat. 35.
- Leirner, Otto v.** Von Karl Storck. Deutsche Heimat. 35.
- Lyriker, Junge.** Von Karl Busse. Litterar. Echo. 18.
- Lyrische Mittel.** Von J. C. v. Hoßlin. Magazin für Litteratur. 22.
- Meisterpiele, Berliner.** Von Gustav Zieler. Deutsche Heimat. 37.
- Pädagogische Rundschau.** Von Ludw. Fleischer. Wage. 24.
- Plattdeutsches.** Von Karl Th. Gaederz. Litterar. Echo. 17.
- Schäfer, Wilhelm, Ein Erzählungskünstler.** Von Rud. Klein. Lotse. 36.
- Schiller-Litteratur.** Von Rud. Krauß. Litterar. Echo. 17.
- Schmitt, Christian.** Von Karl Gruber. Deutsche Heimat. 37.
- Schullern, Heinrich von.** Von Bodo Wildberg. Neue Bahnen. 12.
- Spruchweisheit.** Von W. Kleefeld. Deutsche Heimat. 34.
- Tolstois Lehre vom Glück.** Von Wilh. Bode. Lotse. 37.
- Verleger, Die der neuen Richtung.** Von Johs. Schlaf. Magazin für Litteratur. 20.

Unverlangt eingehenden Beiträgen sind die nötigen Briefmarken beizufügen, wenn im Falle der Unverwendbarkeit die Rücksendung gewünscht wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Warnke, Braunschweig, Kaiser Wilhelm-Straße 52.  
Verlag: Gose & Zepflaff, Berlin W. 35. — Druck: Herrcke & Gebelung in Stettin, Bölligerstraße 81.

# Monatsblätter

für

## Deutsche Litteratur.

VI. Jahrgang.

August 1902.

Heft II.

### So voll von Heimweh ist die weite Erde —

So voll von Heimweh ist die weite Erde.  
Der Norden raunt uns zu beredte Stürme.  
Es weht uns Psalmen zu der Wind aus Westen;  
Die leisen Lüfte lispeln von den Felsen,  
Die die Erlösten feiern auf den Sternen;  
Und in den Aether baut der Glaube Türme.  
Und seit der Osten sprach das große „Werde“,  
Da wird ein Sehnen durch die Welt getragen,  
Daß selbst die fernsten Inseln darnach fragen,  
Und Alles drängt nach den geglaubten Fernen.  
Der Süden selbst ist Sehnsucht nach den Wonnen,  
Wie sie die Schönheit nirgends schuf hienieden,  
Ist ew'ge Sehnsucht nach den ew'gen Sonnen.  
Es wächst in weiter Welt das große Weinen  
Nach Haus, nach Haus, nach einer Heimat Frieden.  
. . . Zu wem der Eine kam und wer zum Einen,  
Der uns die Wege wies, der kommt nach Hause,  
Der hört die Stimmen über dem Gebrause  
Des lauten Lebens, lauscht der Sehnsucht Geigen,  
Und seine Seele sucht das tiefe Schweigen  
Der Ewigkeit . . . Die so sich heimgefunden,  
Sind heil, erlöst von Wunden und von Stunden.

Oberklingen.

Karl Ernst Knodt.